



Félix Vallotton, Klatschende Frauen in einem Interieur 1899. Sammlung Arthur G. Altschul, New York. Aus: A. Friedrich (Hrsg.), *Félix Vallotton*, Zürich 1979 (Diogenes Verlag).

Carroll Smith-Rosenberg

»Meine innig geliebte Freundin!« Beziehungen zwischen Frauen im 19. Jahrhundert

Die Frauenfreundschaften im 19. Jahrhundert, diese langlebigen, innigen, zärtlichen Freundschaften zwischen zwei Frauen, sind ein ausgezeichnetes Beispiel für historische Phänomene, von denen die meisten Historiker etwas wissen, über die kaum jemand viel nachgedacht und faktisch niemand etwas geschrieben hat.¹ Sie sind ein Aspekt der weiblichen Erfahrung, den zu ignorieren wir uns – bewußt oder unbewußt – entschlossen haben. Und doch legt eine Flut von Geschriebenem den Eindruck nahe, daß enge emotionale Bindungen zwischen Frauen im 18. und 19. Jahrhundert gang und gäbe waren. Diese tiefempfundenen gleichgeschlechtlichen Freundschaften waren etwas Selbstverständliches, allem Anschein nach eine wesentliche Facette des gesellschaftlichen Lebens. Zu diesen Beziehungen zählten die Zuneigung zwischen Schwestern, die sich gegenseitig Halt boten, die Schwärmerien heranwachsender Mädchen und die sinnlichen Liebesschwüre reifer Frauen. Es war eine weibliche Welt, in der Männer nur ein schattenhaftes Dasein führten.²

Definition und Analyse gleichgeschlechtlicher Beziehungen stellen die Historikerin vor heikle Methoden- und Interpretationsprobleme. Und dies besonders, seit die Historiker unter dem Einfluß der Freud'schen Triebtheorie solche Beziehungen fast ausschließlich im Rahmen der individuellen psychosexuellen Entwicklung beziehungsweise, um deutlicher zu sein, als Psychopathologie abhandeln.³ Weil sie gleichgeschlechtliche Beziehungen in Termini einer Dichotomie von Normalität und Pathologie interpretieren, haben sie die Gründe für solch offensichtlich abweichendes Verhalten in Kindheits- oder Jugendtraumata gesucht und Anzeichen für eine ‚latente‘ Homosexualität im Leben derjenigen aufgespürt, die später ‚offen‘ homosexuell wurden, wie auch im Leben derjenigen, bei denen das nicht der Fall war. Die Theorien über Natur und Ursprung gleichgeschlechtlicher Beziehungen sind jedoch häufig widersprüchlich oder beruhen auf fragwürdigen und willkürlichen Daten. In den letzten Jahren haben Psychologen und andere Wissenschaftler diese Hypothesen kritisiert. Historiker, die mit einem psychologischen Begriffsapparat zu arbeiten

versuchen, stehen daher vor zwei schwer zu beantwortenden Fragen: Gibt es vernünftige psychodynamische Theorien über Natur und Ursprung gleichgeschlechtlicher Beziehungen? Wenn ja, gibt es historisches Material, das die Anwendung von solchen dynamischen Modellen erlaubt?

Ich möchte vorschlagen, die Frauenfreundschaften theoretisch anders anzugehen, sie in ihrer kulturellen und sozialen Verankerung und nicht nur als Ausdruck einer individuellen psychodynamischen Entwicklung zu betrachten. Nur so werden wir die Angemessenheit einzelner psychodynamischer Interpretationen beurteilen können. Die innigen Freundschaften zwischen Mann und Mann, zwischen Frau und Frau entfalteteten sich in einem weiteren Feld gesellschaftlicher Werte und sozialer Beziehungen. Um diese Freundschaften wirklich zu verstehen, müssen wir sie mit der Struktur der amerikanischen Familie in Beziehung setzen, mit der Geschlechtsrollentrennung und mit den Mann/Frau-Beziehungen in Familie und Gesellschaft. Die Frauenfreundschaft darf nicht isoliert betrachtet werden; sie muß als ein Aspekt der gesamten Beziehungen von Frauen untereinander analysiert werden. Die Bindungen zwischen Müttern und Töchtern, zwischen Schwestern, Kusinen und Freundinnen in allen Abschnitten des weiblichen Lebens bilden das anregendste Material, um eine historische Analyse der Intimität und Liebe zwischen Frauen zu beginnen. In einer solchen Analyse kommt den allgemeinen kulturellen Mustern eine größere Bedeutung zu als der inneren Dynamik einer bestimmten Familie oder Kindheit; sie sucht ihren Brennpunkt nicht mehr in der Erklärung abweichenden Verhaltens, sondern in der Bestimmung von Konfigurationen gesellschaftlich anerkannter Verhaltensmuster und -möglichkeiten.⁴

Das Ausgangsmaterial sind Briefe und Tagebücher von Frauen und Männern aus fünfunddreißig Familien aus der Zeit zwischen 1760 und 1880. Diese Familien, wenn es auch wenige sind, repräsentieren ein breites Spektrum der amerikanischen Mittelschicht: von sich mühsam durchschlagenden Pionierfamilien und verwaisten Mädchen bis zu Töchtern der intellektuellen und sozialen Elite. Familien aus den meisten geographischen Gebieten, vom Land und aus der Stadt, und eine Vielfalt protestantischer Religionsgemeinschaften, von Mormonen bis strenggläubigen Quäkern, sind in dieser Sammlung erfaßt. Obwohl kaum eine repräsentative Stichprobe der zunehmend heterogener werdenden amerikanischen Bevölkerung, vermittelt das Sample meines Erachtens ein genaues Bild der gebildeten Mittelschicht, auf die sich der mit Briefen und Tagebüchern arbeitende Historiker notwendigerweise beschränken muß. Die Analyse Tausender von Briefen an Freundinnen, Verwandte, Ehegatten, Brüder

und Kinder aus allen Lebensabschnitten, von der Jugend bis ins hohe Alter, war erforderlich. Einige Briefsammlungen umfassen praktisch ein ganzes Leben; eine enthält über 100 000 Briefe sowie Tage- und Rechnungsbücher. Eine Analyse von persönlichen Briefen und Tagebüchern, die nie für die Öffentlichkeit gedacht waren, gestattet meiner Meinung nach einen Einblick in eine sehr private emotionale Welt, die sowohl für das Leben der Frauen wie für die Mittelschichtsfamilie des 19. Jahrhunderts zentrale Bedeutung hatte.⁵

Das Thema der Frauenfreundschaften ist besonders schwer faßbar: Wir wissen so wenig oder haben vielleicht so viel vergessen. Heute als verwirrende und beinahe fremde Form menschlicher Beziehungen angesehen, gediehen sie in einem anderen sozialen Milieu und inmitten anderer sexueller Normen. Bevor der Versuch unternommen wird, ihren gesellschaftlichen Rahmen zu rekonstruieren, sollen zwei recht typische Freundschaften beschrieben werden. Diese beiden Freundschaften, intensiv, zärtlich und offen eingestanden, begannen in der Jugend der Frauen und dauerten, trotz Heirat und geographischer Trennung, ein Leben lang an. Beinahe ein halbes Jahrhundert besaßen diese Frauen füreinander eine zentrale emotionale Bedeutung, sie schrieben sich immer wieder von ihrer Liebe und ihrem Trennungsschmerz. Ihre Liebe scheint sowohl sinnlicher als auch platonischer Natur gewesen zu sein – ein Paradoxon für Menschen des 20. Jahrhunderts.

Sarah Butler Wister traf Jeannie Field Musgrove zum ersten Mal, als sie im Sommer 1849 mit ihren Eltern in Stockbridge, Massachusetts, Ferien machte.⁶ Jeannie war zu dieser Zeit sechzehn, Sarah vierzehn. Während der zwei Jahre, die sie später zusammen im Internat verbrachten, entstand zwischen den beiden eine tiefe und innige Freundschaft. Sarah fing an, Blumensträuße vor Jeannies Porträt zu stellen, und beklagte sich in ihren Briefen, wie heftig und quälend ihre Zuneigung sei.⁷ Beide jungen Frauen nahmen einen Nom de plume an, Jeannie einen weiblichen, Sarah einen männlichen; sie behielten diese Decknamen bis ins hohe Alter.⁸ Oft schrieben sie über die Natur ihrer Gefühle:

„Sollte der Tag kommen“, schrieb Sarah im Frühjahr 1861 an Jeannie, „an dem unsere Freundschaft – durch Deine oder meine Schuld – zu Ende geht, werde ich für immer der menschlichen Freundschaft entsagen.“

Ein paar Monate später bemerkte Jeannie:

„Dankbarkeit ist ein Wort, das ich Dir gegenüber nie gebrauchen sollte. Vielleicht ist es ein Unglück, daß bei solcher Vertrautheit und Liebe alle Freundschaft als selbstverständlich erscheint, so selbstverständlich, wie wir sie immer empfunden haben, so natürlich wie die Umarmung, wenn wir uns treffen.“⁹

Sarabs Heirat änderte nichts. Die Frauen schrieben sich genauso häufig und hatten noch immer den Wunsch, beieinander zu sein. 1864 schrieb Sarah, nunmehr neunundzwanzig Jahre alt, eine verheiratete Frau und Mutter, an Jeannie:

„Ich werde [die kommende Woche] ganz allein sein. Ich kann Dir gar nicht sagen, wie verzweifelt ich mich nach Dir sehnen werde.“

Nach einem Besuch schrieb auch die noch ledige Jeannie, die damals in New York lebte, von ihrer Sehnsucht.

„Sarah, liebes Schätzchen! Was habe ich Dich so lieb, und wie glücklich bin ich gewesen! Du machst mein Leben froh. [...] Ich kann Dir gar nicht sagen, wie glücklich Du mich gemacht hast, noch wie sehr mich das alles ständig beschäftigt. [...] Mein Liebes, wie sehne ich mich nach dem Augenblick, wo ich Dich wiederssehen werde.“

Nach einem anderen Besuch schrieb Jeannie:

„Bitte schreibe mir in Deinem nächsten Brief, ob ich wirklich Deine Liebste bin. [...] Ich zweifle nicht an Dir und bin auch nicht eifersüchtig, aber ich möchte es so gern noch einmal von Dir hören, und es scheint mir schon so lange her, seit ich Deine Stimme vernommen habe. So schreibe also eine Viertelseite voll mit Zärtlichkeiten und lieben Worten. Deine dumme Angelina.“

Jeannie schloß einen Brief mit den Worten:

„Auf Wiedersehen, meine teuerste, teuerste Geliebte – auf immer Dein, Angelina.“

Und einen anderen:

„Ich werde jetzt zu Bett gehen [...] obwohl] ich die ganze Nacht schreiben könnte – tausend Küsse – ich liebe Dich von ganzem Herzen – Deine Angelina.“

Als Jeannie 1870 im Alter von siebenunddreißig Jahren endlich heiratete, litt Sarah schwere Qualen. Zwei Tage vor Jeannies Hochzeit schrieb Sarah, zu der Zeit gerade in London, voll Verzweiflung:

„Liebster Schatz – was habe ich diese acht Tage an Dich gedacht – auch heute wieder den ganzen Tag – diese Unsicherheit, die Ferne, das lange Schweigen – all das sind neue Aspekte meiner Trennung von Dir, die schwer auszuhalten sind. [...] O Jeannie. Ich habe diese zwei Tage an Dich gedacht und gedacht und mich nach Dir gesehnt. Ich frage mich, bist Du jetzt verheiratet? Meine innigsten Grüße an Dich, wo immer Du bist und *wer* immer Du bist.“¹⁰

Wie für viele Frauen aus unseren fünfunddreißig Familien brachte die Heirat für Sarah und Jeannie die physische Trennung; sie führte jedoch nicht zu einer gefühlsmäßigen Entfremdung. Obgleich sie sich anfänglich gefragt haben mögen, wie die Ehe ihr Verhältnis beeinflussen würde, blieb ihre gegenseitige Zuneigung ein ganzes Leben lang

erhalten und wurde von ihrer Einsamkeit und ihrer Sehnsucht nacheinander noch verstärkt.¹¹

Zur gleichen Zeit, als sich Jeannie und Sarah von ihrer Liebe und Sehnsucht schrieben, begannen zwei etwas jüngere Frauen eine ähnliche Odyssee von Liebe, Vertrauen und – schließlich – physischer, wenn auch nicht emotionaler Trennung. Molly und Helena trafen sich 1868, beide besuchten die Designerschule für Frauen am Cooper Institute in New York. Mehrere Jahre lang studierten die jungen Frauen zusammen, lernten miteinander die Stadt kennen, besuchten die Familie der anderen und gehörten zu einer größeren Gruppe von künstlerisch tätigen Frauen. Im Lauf der Jahre vertiefte sich ihre Freundschaft zu einer engen Bindung, die ein Leben lang andauerte. Der Ton der Briefe, die Molly an Helena schrieb, änderte sich in diesen Jahren. Erst hieß es: „Meine liebe Helena“, und die Unterschrift lautete: „Deine Dir zugetane Freundin“; dann schrieb sie: „Meine liebste Helena“, „Meine Liebste“, „Meine Geliebte“, und unterzeichnete mit: „Dein für immer“ oder „Stets die Deine, Molly“.¹²

Die Briefe dieser ersten fünf Jahre ermöglichen es, etwas von ihrer Beziehung wiederzufinden. In einem ihrer frühen Briefe schrieb Molly:

„Ich habe nicht viele Worte darüber verloren, wie glücklich ich während dieser wenigen, so unglaublich kurzen Wochen mit Dir war, aber sicher braucht es keine Worte für das, was Du einfach wissen mußt. Diese zwei, drei äußerlich so trüben, innerlich aber so strahlend warmen und zufriedenen Tage mit Dir werden mir immer ein Beweis dafür sein, daß wir zumindest für eine gewisse Zeit – ich meine sogar, eine ziemlich lange Zeit – einander völlig genügen könnten. Wir wissen, daß wir uns viele Mußestunden verkürzen können, und jetzt wissen wir, daß wir auch miteinander arbeiten können. Und das will viel heißen, meinst Du nicht auch?“

Sie schloß mit den Worten:

„In ein paar Tagen werde ich zurückkommen. In Gedanken küßt Dich eine Freundin, die Dich so sehr liebt.“

Die Stärke, ja die physische Natur von Mollys Liebe klingt in vielen Briefen an, die sie in den nächsten Jahren schrieb, etwa in diesen knappen Zeilen des Dankes für ein kleines Geschenk:

„Laß Dich in Gedanken ein dutzendmal küssen, mein Liebes. Vielleicht ist es ganz gut für Dich, daß wir so weit auseinander sind. Du könntest meine Dankesbekundungen etwas überwältigend finden. Ich habe das wunderbare Gefühl, daß es keine Rolle spielt, was ich sage oder wie ich es sage, denn bald werden wir uns sehen, und ich werde augenblicklich vergessen haben, daß wir je getrennt waren. [...] Bald werde ich Dich sehen und zufrieden sein.“¹³

Ende des fünften Jahres jedoch kam es zu einer Krise. Zumindest in seiner intensiven Form ging das Verhältnis zu Ende, obgleich Molly

und Helena auch die nächsten fünfzig Jahre eine innige und komplexe Beziehung unterhielten. Was genau diese Krise auslöste, ist nicht ganz klar, doch scheint Mollys Entschluß, nicht mit Helena zusammenzuziehen – wie sie es ursprünglich geplant hatten –, sondern auf Betreiben der Eltern zu Hause wohnen zu bleiben, eine Rolle gespielt zu haben. Molly war jetzt Ende zwanzig. Helena reagierte verärgert, und Molly geriet außer sich bei dem Gedanken, Helena könnte die Beziehung abbrechen. Obwohl sie bestürzte Briefe schrieb und verzweifelte Anstrengungen unternahm, Helena zu sehen, wurde das Verhältnis nie wieder so intensiv wie zuvor – vielleicht weil Molly einen Verehrer hatte.¹⁴ Innerhalb von sechs Monaten hatte sich dann Helena entschlossen, einen Mann zu heiraten, der – zufällig – Mollys Freund und Verleger war. Zwei Jahre später heiratete Molly schließlich selbst. Die Briefe gegen Ende dieser Periode erörtern den Schritt beider Frauen, sich einem männlichen Geliebten verbunden zu haben, wobei Molly viel Zeit darauf verwendet, Helena zu trösten, die über das Ende ihrer Beziehung und die bevorstehende Hochzeit deprimiert scheint.¹⁵

Hundert Jahre später und aus der Sicht einer postfreudianischen Kultur ist es schwierig, die komplexe Natur des Verhältnisses zwischen Molly und Helena zu entschlüsseln. Gewiß liebten sich Molly und Helena – wenn nicht körperlich, so von ganzem Herzen. Die Gefühlsintensität und das Pathos ihrer Liebe drücken etliche Briefe aus, die Molly während der Krisenzeit an Helena schrieb:

„Ich würde so gern meine Arme um das beste aller Mädchen legen und ihm sagen [...] Ich liebe Dich wie eine Frau ihren Mann liebt, wie ein *Freund*, der sein Leben lang zum anderen hält – und ich glaube an Dich, wie ich an meinen Gott glaube. [...] Liebte ich Dich nicht, meinst Du denn, es würde mir auch nur das geringste ausmachen, und ich hätte diese lächerlichen Befürchtungen und Ängste und würde mich wie eine alte Närrin betragen, die es wahrhaftig besser wissen müßte? Ich werde Dir auch weiterhin am Rockzipfel hängen [...]. Du kannst [meiner] Liebe nicht enttrinnen.“

Oder wie sie nach Helenas Entschluß zu heiraten schrieb:

„Du weißt, liebe Helena, ich war wirklich verliebt in Dich. Es war eine Leidenschaft, wie ich sie nicht gekannt hatte, bis ich Dich sah. Ich fürchte, es war nicht die edelste Art, Dich zu lieben.“

In einem Brief an den Mann, den Helena heiraten sollte, äußert sich Molly noch einmal zum Thema der tiefen Frauenliebe.

„Wissen Sie, mein Herr, ich glaube, bis Sie auftauchten, war sie mir beinahe so zugetan wie ein Mädchen ihrem Geliebten. *Ich weiß, daß ich sie so liebte.* Wundern Sie sich nicht, daß ich Ihren Anblick überhaupt ertragen kann?“

Das stand in einem Brief, der den beiden zur bevorstehenden Hochzeit gratulierte!¹⁶

Die wesentliche Frage ist nicht, ob diese Frauen Geschlechtsverkehr miteinander hatten und so als hetero- oder homosexuell definiert werden können. Die Tendenz des 20. Jahrhunderts, Liebe und Sexualität im Rahmen einer dichotomisierten Welt von abweichendem und normalem Verhalten, von genitaler und platonischer Liebe zu sehen, ist den Gefühlen und Einstellungen des 19. Jahrhunderts fremd und vermittelt ein von Grund auf verzerrtes Bild von den emotionalen Beziehungen dieser Frauen. Diese Briefe sind wichtig, weil sie uns zwingen, solche Liebesbeziehungen in einem bestimmten historischen Kontext zu situieren. Alles deutet darauf hin, daß für diese vier Frauen, ihre Männer und Familien – alle außerordentlich respektabel und konservativ – eine solche Zuneigung gesellschaftlich annehmbar und mit der heterosexuellen Ehe vereinbar war. Ihre heterosoziale und ihre homosoziale Welt ergänzten sich in emotionaler wie kognitiver Hinsicht.

Es läßt sich einwenden, diese Briefe seien nichts weiter als ein Beispiel für die rhetorischen Floskeln, die nach den Vorstellungen des 19. Jahrhunderts zu einer romantischen Freundschaft gehörten. Sie strahlen jedoch eine emotionale Intensität, eine sinnliche und physische Präsenz aus, die nicht kurzerhand abgetan werden können. Jeannie sehnte sich danach, Sarah in den Armen zu halten; Molly beklagte ihre physische Trennung von Helena. Obgleich vielleicht ein Phänomen des 19. Jahrhunderts, waren Mollys Liebe und Verehrung für Helena, die Gefühle, die Jeannie und Sarah füreinander hegten, für die viktorianische Zeit, in der sie entstanden, real. Eine Durchsicht der Briefe und Tagebücher von Frauen aus dem 18. und 19. Jahrhundert zeigt, daß die Handlungen und Empfindungen von Molly, Jeannie und Sarah durchaus als exemplarisch angesehen werden können.

Natürlich prägten individuelle Bedürfnisse, Persönlichkeitsstrukturen und das Kräftespiel in den Familien in entscheidender Weise die jeweiligen Beziehungen. Dennoch muß die Frage nach Verallgemeinerungsfähigkeit und Bedeutung der individuellen Aspekte der psychosexuellen Dynamik gestellt werden. Ist es nicht die vorrangige Aufgabe der Historiographie, eine Sozialstruktur und Weltanschauung genauer zu untersuchen, die intensive und bisweilen sinnliche Frauenliebe zu einer möglichen und sozial annehmbaren Gefühlsbindung gemacht haben? Wird so das gesellschaftliche Moment stärker betont, drängen sich neue und andersartige Fragen auf: Welche emotionale Funktion erfüllte diese Frauenliebe? Welche Bedeutung hatte sie im Rahmen der hetero- und homosozialen Welten, in denen die Frauen gleichzeitig lebten? Gab es bei der Wahl eines Liebesobjekts im 19. Jahrhundert

ein Spektrum von Möglichkeiten, das zumindest einige Individuen ausschöpfen konnten? Ohne Antwort auf diese Fragen werden sowohl die Sexualität wie die Familie im 19. Jahrhundert kaum zu verstehen sein.

Verschiedene Faktoren in der Entwicklung der amerikanischen Gesellschaft seit Mitte des 18. Jahrhunderts mögen dazu beigetragen haben, daß Frauen eine Vielzahl von engen Gefühlsbindungen zu anderen Frauen knüpfen konnten. Amerika zeichnete sich durch eine rigide Geschlechtsrollendifferenzierung in Familie und Gesellschaft aus, die dazu führte, daß Frauen und Männer sich gefühlsmäßig voneinander absonderten. Unmerklich und unvermeidlich gingen Tochter- und Mutterrolle ineinander über, und die biologischen Gegebenheiten wie häufige Schwangerschaften, Geburten, Stillen und Menopause schufen enge physische und emotionale Bande zwischen den Frauen. Genau in diesem gesellschaftlichen Kontext konnte sich meines Erachtens eine spezifisch weibliche Welt herausbilden, eine Welt, die auf den gattungsspezifischen, unbewußt selbstverständlichen Verhaltensmustern in gleichgeschlechtlichen, homosozialen Beziehungsnetzen beruhte. Diese tragenden Netze wurden institutionalisiert in sozialen Bräuchen und Riten, die jedes Ereignis im Leben einer Frau, von der Geburt bis zum Tod, begleiteten. Da parallel dazu freundschaftliche und vertraute Kontakte zwischen jungen Männern und Frauen gesellschaftlich stark eingeschränkt wurden, kam diesen Beziehungen häufig eine noch größere Bedeutung zu. Im Rahmen einer solchen emotional reichen und komplexen Welt war es eine mögliche und gesellschaftlich anerkannte Form menschlicher Interaktion, andere Frauen zu verehren und zu lieben.

Eine Fülle von gedruckten und handschriftlichen Quellen unterstützt diese Hypothese. Anstandsbücher, Ratgeber zur Kindererziehung, Predigten, Leitfäden für junge Männer und Frauen, medizinische Schriften und Lehrpläne von Schulen weisen darauf hin, daß die Amerikaner im späten 18. und fast das ganze 19. Jahrhundert hindurch der Auffassung waren, die Welt bestünde aus zwei klar abgrenzbaren Sphären, einer männlichen und einer weiblichen, die von den unwandelbaren Gesetzen Gottes und der Natur bestimmt seien.¹⁷ Die unveröffentlichten Briefe und Tagebücher von Amerikanern aus dieser Zeit drücken das gleiche aus: Sie berichten ausführlich über die nach Geschlecht geschiedenen Welten, in denen Menschen mit unterschiedlichen Werthaltungen, Erwartungen und Persönlichkeitsstrukturen lebten. Die Kontakte zwischen Männern und Frauen zeichneten sich häufig durch eine dem Amerika des 20. Jahrhunderts recht fremde Förmlichkeit und Steifheit aus, die wir heute meist ‚viktorianisch‘ nennen. Die Frauen bildeten jedoch keine isolierte und unterdrückte

Subkategorie in der Männergesellschaft. Ihre Briefe und Tagebücher drücken eine der weiblichen Sphäre eigentümliche Integrität und Würde aus, die aus der gemeinsamen Erfahrung und gegenseitigen Zuneigung von Frauen erwachsen. Und obwohl sich die amerikanische Sozialstruktur und die gesellschaftlichen Institutionen zwischen 1760 und 1870 stark veränderten, blieb sich diese Frauenwelt gleich, konnten Frauen weiterhin mit ihr rechnen. Wie eh und je dachten Frauen aneinander und bezogen sich aufeinander. Diese Frauenwelt zeichnete sich durch Kontinuität, nicht durch Diskontinuität aus. Molly Hallocks und Jeannie Fields Worte, Gefühle und Erfahrungen hatten direkte Parallelen in den sechziger und neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts.¹⁸ In der heutigen soziologischen und psychologischen Literatur gibt es Hinweise darauf, daß sich emotionale Nähe und gegenseitige Hilfe bis ins 20. Jahrhundert hinein erhalten haben – und zwar nicht nur bei ethnischen Minoritäten oder in der Arbeiterklasse, sondern auch in der Mittelschicht.¹⁹

Die meisten Frauen des 18. und 19. Jahrhunderts lebten in einer Welt, die beschränkt war auf den Haushalt, die Kirche und die gesellschaftlich fest verankerten gegenseitigen Besuche – Besuche, die sich Frauen scharenweise aus diesem oder jenem gesellschaftlichen Grund machten. Es war eine Welt, die nur aus Kindern und anderen Frauen bestand.²⁰ Die Frauen halfen einander bei den häuslichen Pflichten und in Zeiten von Krankheit, Kummer und Sorge. Manchmal wurden ganze Tage, ja Wochen beinahe ausschließlich mit anderen Frauen verbracht.²¹ Die Stadtfrauen konnten sich faktisch jeden Tag gegenseitig besuchen, gemeinsam Tee trinken oder Einkäufe mit anderen Frauen machen. Bei den Landfrauen kam es zu ausgedehnteren Besuchen, die wochen- und manchmal monatelang dauerten und bei denen sogar die Ehemänner aus ihren Betten vertrieben wurden, damit die Freundinnen jede Stunde des Tages zusammensein konnten.²² Waren die Ehemänner auf Reisen, so war es gang und gäbe, daß die Ehefrauen mit anderen Frauen zusammenzogen, Freundinnen zum Tee und Abendessen einluden, daß sie zusammensaßen und sich gegenseitig die Briefe von anderen guten Freundinnen vorlasen. Geheimnisse wurden ausgetauscht und gewahrt, und manches Mal sahen sie der Rückkehr des Gatten mit gemischten Gefühlen entgegen.²³

Häufig wurden die Sommerferien so organisiert, daß gute Freundinnen sich in Badeorten treffen oder gemeinsam ein Landhaus mieten konnten. 1848 schrieb eine junge Frau begeistert ihrem Mann, wie entzückend es mit den fünf Freundinnen sei, die sie eingeladen hatte, den Sommer mit ihr zu verbringen; er blieb allein zu Hause und mußte der Hitze von Philadelphia und einer Choleraepidemie trot-

zen.²⁴ Ungefähr neunzig Jahre später äußerten sich zwei junge Quäker-
mädchen über die Ferien, die ihre Tante allein mit einer anderen
Frau verbrachte; ihre Bemerkungen waren offen neidisch, und sie
sagen uns etwas über die emotionale Qualität dieser Freundschaften:

„Ich höre, daß Tantchen mit der Freundin fort ist und erst in zwei Wochen
zurückkommt; ich denke, die beiden Freundinnen haben es wirklich gut, daß sie
sich so auf dem Lande vergnügen können; [...] kommen dazu noch in den Ge-
nuß dieser besonderen, feinen und lehrreichen Frauengespräche, während
wir armen Mädchen das ganze Frühjahr zu Hause bleiben müssen. [...] Wie trau-
rig, daß wir nicht zusammen sind.“²⁵

Freundinnen bildeten keine isolierten Zweiergrüppchen, sondern ge-
hörten normalerweise zu gut integrierten Freundeskreisen. Alle kann-
ten sich, waren vielleicht miteinander verwandt und spielten so
eine zentrale Rolle dabei, Gemeinden und Verwandtschaften zusam-
menzuhalten. Besonders als die Familien geographisch mobiler
wurden, sorgten die langen gegenseitigen Besuche der Frauen und
ihre häufigen Briefe, in denen sie Hochzeiten und Geburten, Krank-
heiten und Todesfälle erörterten, die heranwachsenden Kinder be-
schrieben und Erinnerungen an vergangene Zeiten und Menschen
von früher austauschten, für ein wichtiges Gefühl von Kontinuität in
einer sich schnell wandelnden Gesellschaft.²⁶ Ein innerer Kern von
Verwandten machte das Herzstück dieser Frauenwelt aus. Die Bande
zwischen Schwestern, Kusinen ersten Grades, Tanten und Nichten
bildeten die Grundstruktur, auf der sich Freundinnengruppen und
deren Beziehungsnetze zu weiblichen Verwandten aufbauten. Obwohl
dem Anschein nach die meisten Frauen dieses Samples in isolierten
Kleinfamilien lebten, waren doch die emotionalen Beziehungen zu den
anderswo lebenden Verwandten eng und verbindlich und besaßen
eine grundlegende existentielle Bedeutung im Leben der Frauen.²⁷
Zwanzig Jahre nachdem Parke Lewis Butler mit ihrem Mann nach
Louisiana gezogen war, schickte sie ihre Töchter zurück nach Vir-
ginia; sie sollten dort zur Schule gehen, bei Großmutter und Tan-
te wohnen und wieder in die Gesellschaft von Virginia integriert
werden.²⁸ Der ständige Briefwechsel zwischen Maria Inkeep und
Fanny Hampton, zwei Schwestern, die Anfang Zwanzig, als Maria
mit ihrem Mann von New Jersey nach Louisiana zog, voneinander
getrennt wurden, hielt ihre Familien zusammen und führte dazu,
daß die Töchter sich dem Freundeskreis ihrer Kusinen zugehörig
fühlten.²⁹ Die Ripley-Töchter, die zu Beginn des 18. Jahrhunderts in
Westmassachusetts aufwuchsen, verbrachten jedes Jahr Monate bei
den Schwestern ihrer Mutter und deren Familie im fernen Boston;
die Kusinen und ihre Freundinnen schrieben sich Briefe mit dem

neuesten Klatsch, und langsam entwickelten sich tiefe Beziehungen voll Liebe und Anhänglichkeit.³⁰

Häufig verbrachten Frauen ihre Tage ausschließlich in einem solchen familiären Rahmen. Schwägerinnen besuchten einander, und sie verbrachten – zumindest in einigen Familien – anscheinend mehr Zeit miteinander als mit ihren Männern. Kusinen kümmerten sich um die Kleinkinder der anderen, in Zeiten von Krankheit oder Niederkunft wochen- oder sogar monatelang. Schwestern halfen sich gegenseitig bei der Hausarbeit, kauften ein oder nähten füreinander. Eine räumliche Trennung wurde nur schwer ertragen. War die eine Schwester nur eine oder zwei Wochen fort, so konnte das bei der anderen zu Verlassenheitsgefühlen und Depression führen und wurde gewöhnlich mit häufigen Briefen überbrückt. Die Eifersucht zwischen Geschwistern war keineswegs etwas Unbekanntes, jedoch bei Trennung oder Krankheit kamen die tiefe Zuneigung und Anhänglichkeit wieder zum Tragen.³¹

Die Beziehungen zwischen Schwestern hielten ein Leben lang. Im hohen Alter schrieb Martha Jefferis, eine würdige Quäkerin vom Lande, über ihre Halbschwester Phoebe folgendes an ihre Tochter Anne:

„Schwester Phoebe ist mir eine wirkliche Freundin – sie ist um mein Wohlbefinden bemüht und umsorgt mich wie ein Kind. [...] Sie ist außerordentlich freundlich, und in ihrem Haus (abgesehen von Deinem natürlich) würde ich am liebsten wohnen – das käme dem Zusammensein mit einer Tochter am nächsten.“

Phoebes eigene Briefe bestätigen, daß Martha deren Gefühle richtig einschätzte.

„Du weißt, liebe Schwester“, schrieb Phoebe, „es gibt niemanden, [...] der genauso für Dich empfindet wie ich; ich glaube, ich kann ohne Übertreibung sagen, daß ich nur Dich wirklich liebe.“³²

Diese Frauen, ob nun miteinander befreundet oder verwandt, besaßen füreinander eine zentrale emotionale Bedeutung im Leben. In ihren Tagebüchern und Briefen schrieben sie, wie froh und zufrieden sie sich in der Gesellschaft der anderen fühlten, wie allein und unglücklich, wenn sie getrennt waren. Die Regelmäßigkeit ihrer Korrespondenz unterstreicht, daß sie ihre Worte wirklich ernst meinten. Die Frauen gaben ihren Töchtern den Namen der Freundin und versuchten, gute Freundinnen in ihr Eheleben zu integrieren.³³ So schrieb eine junge Braut kurz nach ihrer Hochzeit an eine langjährige Freundin:

„Ich möchte Dich sehen und mit Dir reden und spüren, daß uns dieselbe Sympathie und dieselbe Geistesverwandtschaft wie immer vereint.“³⁴

Nach jahrelangen freundschaftlichen Beziehungen schrieb eine alternende Frau über eine andere:

„Die Zeit kann an der Faszination ihres Wesens für mich nichts ändern, [...] ihre Stimme ist Musik in meinen Ohren.“³⁵

Die Frauen fertigten ausgesuchte Geschenke füreinander an, von den Pasteten und Broten der Quäker bis zu bemalten Samttaschen und Sträußen aus Kunstblumen.³⁶ Starb eine Freundin, so waren sie tieftraurig. Drei Wochen lang konnte Martha Jefferis ihrer Tochter nicht schreiben, so sehr war sie über den Tod ihrer Freundin betrübt. Eine solche Verzweiflung war nichts Ungewöhnliches. Eine Generation zuvor füllte eine junge Farmersfrau aus Massachusetts Seite um Seite ihres Tagebuches mit ihrem Kummer über den Tod der „teuersten Freundin“ und mit der Abschrift von Kondolenzbriefen, die andere Frauen ihr geschickt hatten. Jedes Jahr kennzeichnete sie den Jahrestag von Rachels Tod in ihrem Tagebuch; sie blieb der Freundin treu – im Gegensatz zu Rachels Mann, der bald wieder heiratete.³⁷

Diese Frauenfreundschaften hatten eine Reihe von emotionalen Funktionen. Im Rahmen dieser sicheren Welt voll Mitgefühl konnten die Frauen einander – in der festen Überzeugung, daß andere Frauen ähnliche Erfahrungen gemacht hatten – Sorgen, Ängste und Freuden mitteilen. In einem Brief an ihre Tochter äußert sich eine Landfrau über diesen besonderen Aspekt von Freundschaften zwischen Frauen folgendermaßen:

„Eine Freundin zu haben, die so ist wie du selbst, die du verwöhnen und lieben kannst – und alle ihre kleinen Sorgen kennenlernen und ihr ohne Scheu alle eigenen Freuden und Leiden ausschütten –, eine solche Freundin würde mancher müden Stunde die Langeweile nehmen.“

Eine Generation später unterstrich Molly in einem Brief an Helena weniger förmlich denselben Aspekt:

„Wenn ich jetzt vorbeikäme [...] [und] einen beschaulichen Sonntag mit Dir verbrächte“, schrieb sie, „dann könnten wir die ganze Zeit miteinander reden, bis Du all Deine jüngsten Sorgen los wärest und ich die meinen.“³⁸

Häufig waren dies Sorgen, die offenbar kein Mann verstehen konnte. Kurz nach ihrer Hochzeit schrieben Anne Jefferis Sheppard und ihre ältere Schwester Edith (die zu der Zeit bei Anne wohnte) ausführlich über ihre starken Depressionen und Ängste an ihre Mutter. Moses Sheppard, Annes Ehemann, unterschrieb den Brief der Schwestern, den er eindeutig nicht gelesen hatte, und fügte muntere Bemerkungen hinzu, wie zufrieden Anne und Edith seien. Sie teilten eine emotionale Welt miteinander, zu der er kaum Zugang hatte.³⁹

Es war zudem eine Frauenwelt, in der Feindseligkeit und Kritik an anderen Frauen mißbilligt wurden, und daher ein Milieu, in dem die Frauen ein Gefühl von innerer Sicherheit und Selbstachtung entwickeln konnten. So schrieb eine junge Frau an die Mutter ihrer langjährigen Freundin:

„Ich kann Dir gar nicht genug danken für die freundliche gleichbleibende Zuneigung und Nachsicht, die Du mir gegenüber immer gezeigt hast und die Du in Worten und Taten zum Ausdruck gebracht hast. [...] Was wäre es so gut, wenn alle Welt mich so sehen würde wie Du – durch die Brille von Freundlichkeit und Geduld.“⁴⁰

Sie schätzten einander. Frauen, deren Stellenwert und Einfluß in der weiten Welt der Männergeschäfte nur gering waren, besaßen Stellenwert und Einfluß im Leben und in der Welt der anderen Frauen.⁴¹

Den innersten Kern dieser Frauenwelt bildete die innige Beziehung zwischen Mutter und Tochter. Die Tagebücher und Briefe von Müttern und Töchtern zeugen davon, wie nahe sie sich waren und wie stark emotional voneinander abhängig. In selbstverständlicher Weise besprachen die Töchter die Gesundheit und die Aktivitäten ihrer Mütter mit ihren eigenen Freundinnen, äußerten, war die Mutter gesundheitlich angegriffen, ihre Befürchtungen und die Sorge darum, ob sie auch richtig gepflegt werde.⁴² Feindselige Äußerungen, die wir heute von Müttern und Töchtern für gang und gäbe halten, scheint es in der Tat kaum gegeben zu haben. Im Gegenteil, diese Auswahl von Familien läßt vermuten, daß die Beziehung zwischen Mutter und Tochter normalerweise voll Sympathie und Verständnis war.⁴³ Nur Krankheit oder große geographische Entfernung erlaubten eine langfristige Trennung. Hatte die Heirat eine solche Trennung zur Folge, dann bereitete es beiden großen Kummer, fern voneinander zu sein.⁴⁴ In einem Brief, den Sarah Alden Ripley im Alter von neunundsechzig Jahren ihrer jüngsten und frischverheirateten Tochter schrieb, kommt einiges von dieser Zuneigung und Liebe zwischen Mutter und Tochter zum Ausdruck:

„Du weißt gar nicht, wie sehr ich Dich vermisse. Nicht nur, wenn ich mit meinem alten Leib kämpfe, mir meinen nächtlichen Trunk zapfe oder Dir nicht mehr mit meinem greisenhaften Geschwätz in den Ohren liegen kann, nein, den lieben langen Tag grüble ich vor mich hin. Denn ich höre nicht mehr Deine Stimme, die mich an Deinen Freuden und Sorgen teilnehmen läßt [...] Du kannst Dir nicht vorstellen, wie ich Deine Zuneigungsbeweise vermisse.“⁴⁵

Ein Dutzend alternder Mütter in diesem Sample von fündunddreißig Familien äußert ebenfalls derartige Gefühle.

Ein Lehrverhältnis – so könnte man es vielleicht nennen – war in diesen Mutter/Tochter-Beziehungen von zentraler Bedeutung. In die-

sen Familien, in denen die Tochter der Mutter in ein Leben traditioneller Häuslichkeit folgte, bildeten die Mütter und andere ältere Frauen die Töchter sorgfältig in der Kunst der Haushaltsführung und Kindererziehung aus. Zweifellos wurden die Mädchen während ihrer gesamten Kindheit darin unterrichtet, jedoch in den Jahren nach Abschluß der Schule und vor der Heirat wurde diese Ausbildung geradezu rituell betrieben. Zu dieser Zeit kam das Mädchen entweder aus dem Internat zurück oder verbrachte seine Zeit nicht mehr länger teils in der Schule und teils zu Hause. Statt dessen widmete es sich ganz zwei Aufgaben: es lernte neue häusliche Fertigkeiten und beteiligte sich an den Besuchen und Geselligkeiten, die nötig waren, um einen Mann zu finden. Unter der sorgfältigen Aufsicht ihrer Mutter und älterer weiblicher Verwandter übernahmen diese Mädchen in der späten Adoleszenz zeitweilig die Haushaltsführung, versorgten junge Nichten und Neffen und halfen bei Geburt und Säuglingspflege. Erfahrungen dieser Art banden die Generationen in gemeinsamen Kenntnissen und emotionalem Austausch aneinander.⁴⁶

Die Töchter wurden in eine Frauenwelt hineingeboren. Zu den ersten Tatsachen im Leben des heranwachsenden Mädchens gehörten die Erwartungen, die die Mutter an ihr eigenes Leben hatte, und der gleichgesinnte Kreis von Freundinnen und Verwandten. Solange die häusliche Rolle der Mutter relativ stabil blieb und es nur wenige leb- bare Alternativen gab, neigten die Töchter dazu, die Welt ihrer Mutter zu akzeptieren und Unterstützung und Vertrautheit automatisch bei Frauen zu suchen. In dieser abgeschlossenen und intimen Frauenwelt wuchs das junge Mädchen zur Frau heran.

Es ließe sich lange darüber spekulieren, weshalb jene Feindseligkeit zwischen Mutter und Tochter fehlte, die heute für eine beinahe un- umgängliche Voraussetzung beim Kampf der Heranwachsenden um Autonomie und Identität gehalten wird. Es ist möglich, daß die Tabus gegen weibliche Aggression und Feindseligkeit stark genug waren, um sogar die zwischen Müttern und heranwachsenden Töch- tern zu unterdrücken. Und doch scheinen diese Briefe so bewußt, das Interesse der Töchter an den Angelegenheiten ihrer Mütter so leb- bendig und echt, daß ihre enge Beziehung nur schwerlich in Begriffen von Repression und Versagung zu interpretieren ist. Die funk- tionalen Bindungen, die Mütter und Töchter in einer Welt zusam- menhielten, in der es nur wenige Alternativen zur Häuslichkeit gab, mögen sehr wohl zu einer gegenseitigen Anhänglichkeit und einem gegenseitigen Vertrauen geführt haben, die es in Gesellschaften nicht gibt, in denen die Töchter mehr Entscheidungsmöglichkeiten haben als die Mütter. Überdies mag im weiteren Rahmen enger Beziehungen zu anderen Frauen – den festen Bindungen einer Tochter zu ihren

älteren Schwestern, ihren Kusinen und Tanten – sehr wohl eine Diffusion und Entspannung der Mutter/Tochter-Identifikation möglich gewesen sein, die einer Tochter in ihrem Bemühen um Identität und Autonomie geholfen haben. Keine dieser Erklärungen schließt die andere aus; alle diese Punkte mögen mit dazu beigetragen haben, den hohen Grad an gegenseitigem Einfühlungsvermögen zu entwickeln, der aus diesen Briefen und Tagebüchern klar zutage tritt.

Irgendwann in der Adoleszenz fing das junge Mädchen an, sich langsam aus der Geborgenheit der mütterlichen Freundinnengruppe zu lösen, um einen eigenen Kreis aufzubauen. Zumindest in der Mittelschicht scheint dieser Übergang in eine beschränkte Freiheit, die zugleich eine Wiederholung des mütterlichen Lebens war, meist mit dem Schulbesuch des Mädchens zusammengefallen zu sein. In der Tat scheint die schulische Erziehung im Leben der meisten Frauen dieser Studie eine entscheidende Rolle gespielt zu haben. Sogar unter den Töchtern relativ armer Familien war ein Schulbesuch für einige Monate, ein Jahr oder länger üblich; die Mädchen der Mittelschicht verbrachten in der Regel mindestens ein Jahr im Internat.⁴⁷ Diese Schuljahre markierten gewöhnlich die erste Trennung eines Mädchens von der Familie. Sie dienten dazu, die Tochter ihrer Familie zu entwöhnen, sie die wesentlichen guten Umfangsformen zu lehren, und schließlich dazu, sie auf dem Heiratsmarkt einzuführen. Nicht selten war es ein schwer zu bewältigendes Erlebnis für Mutter und Tochter.⁴⁸

Während dieser Übergangsphase, in der das Mädchen ein Heim verließ und sich an ein anderes anpaßte, spielten die Freundinnen und Verwandten der Mutter eine entscheidende Rolle. Gewöhnlich übernahm eine dieser älteren Frauen die Rolle der Vizemutter; sie überwachte das Betragen des jungen Mädchens, achtete auf seine Gesundheit und machte es mit ihrem eigenen Kreis von Freundinnen und Verwandten bekannt.⁴⁹ Häufig richteten die Frauen – selbst Freundinnen von Schulzeit an – es so ein, daß ihre Töchter auf dieselbe Schule geschickt wurden, damit die Mädchen ähnliche Bande knüpfen konnten. Jahrelang schrieben Molly und Helena über das Treffen ihrer Töchter und machten sich Gedanken um die Kinder der anderen. Als Molly schließlich ihre Tochter im Osten zur Schule brachte, war das erste, was sie bei ihrem Eintreffen in New York tat, Helena und ihren Töchtern einen Besuch abzustatten. Elizabeth Bordley Gibson adoptierte praktisch die Töchter ihrer Schulfreundin Eleanor Custis Lewis. Bald schrieben die Lewis-Töchter Briefe mit der Anrede ‚Liebste Mutter‘ an Elizabeth Gibson. Eleuthera DuPont, die ungefähr zur gleichen Zeit im Internat in Philadelphia war wie die Lewis-Mädchen, entwickelte eine ähnliche Beziehung zur Freundin

ihrer Mutter, Elizabeth McKie Smith. Eleuthera besuchte dieselbe Schule und wurde eine gute Freundin der Smith-Mädchen; schließlich heiratete sie deren Vetter. Während dieser Zeit nannte sie Mrs. Smith immer ‚Mutter‘. Tatsächlich wurde ihr der Gedanke, zwei Mütter zu haben, so vertraut, daß sie ihren Schwestern von ‚Mamas‘ Besuchen bei ihrer ‚Mutter‘ schrieb – das heißt bei Mrs. Smith.⁵⁰ Noch wichtiger als die mütterlichen Freundinnen waren für diesen Reifungsprozeß jene Freundschaften, die die jungen Frauen selbst im Internat knüpften. Die jungen Mädchen halfen einander, das Heimweh zu überwinden und die Krisen der Adoleszenz zu überstehen. Sie schwatzten über ihre Kavaliere, nahmen einander in ihren Kreis auf, veranstalteten und besuchten zusammen Teegesellschaften und Bälle. Ältere Mädchen im Internat ‚adoptierten‘ jüngere, von denen sie ‚Mutter‘ genannt wurden.⁵¹ Zwischen guten Freundinnen konnte dieses Muster von Adoption und Bemuttern ein Leben lang bestehen bleiben. Gewöhnlich übernahm die eine Frau die Rolle der sorgenden Vizemutter, die andere war die abhängige Tochter. Die Vizemutter verrichtete für die andere Frau all die kleinen Dienste, die wir normalerweise mit dem Muttersein verbinden. Sie mühte sich in geradezu übertriebener Weise ab, Dinge zu besorgen, die ihre ‚Tochter‘ auch von woanders hätte bekommen können, sie gab gute Ratschläge, und sie hatte in der Phantasie der ‚Tochter‘ die Funktion einer idealisierten Mutterfigur. Helena spielte für Molly eine solche Rolle, ebenso Sarah für Jeannie. Elizabeth Bordley Smith kaufte beinahe alles, was Eleanor Parke Custis Lewis brauchte – von Schuhen und Korsetthüllen bis zu Bettzeug und Harfensaiten –, und schickte es von Philadelphia nach Virginia, was manchmal monatelang dauerte. Häufig bat Eleanor Elizabeth darum, ihre Einkäufe zurückzunehmen, sie umzutauschen oder mit den Geschäftsleuten über die Preise zu verhandeln. Ohne groß darüber nachzudenken, wurden diese Gefälligkeiten erbeten und genauso auch erledigt. Anne Jefferis Sheppard betonte kurz nach ihrer Heirat – sie fühlte sich über die Trennung von ihrer Mutter deprimiert – die Analogie zwischen Mutter und ‚Vizemutter‘:

„Mary Paulen ist wirklich lieb, sie ist beinahe wie eine Mutter zu mir und versucht mir zu helfen und *mich zu trösten* und mir auch *meine neuen Pflichten zu erleichtern*.“⁵²

Ein Vergleich der Verweise auf Männer und auf Frauen in diesen Briefen ist verblüffend. Bei den ausführlichen Werberitualen, auf die sich die Mädchen einließen, waren junge Männer natürlich unerläßlich. In diesen Teenagerbriefen und -tagebüchern jedoch erscheinen die jungen Männer als ferne und abgewehrte Gestalten – ein Ergebnis des Zusam-

mengehörigkeitsgefühls der Mädchen und des hochentwickelten und abwertenden Gespöttels über die Männer. Die Mädchen machten ihre Scherze über Eitelkeit, Unansehnlichkeit oder Affektiertheit ihrer Freier. Nur selten, besonders im 18. und frühen 19. Jahrhundert, wurde etwas Wohlwollendes über sie geäußert. Feindseligkeiten gegen andere Frauen und Kritik an ihnen waren so selten, daß sie beinahe tabuisiert scheinen; gegenüber den Männern ihrer Peer-group indessen erlaubten sich die Mädchen ein sehr hohes Maß an Ablehnung und Feindseligkeit.⁵³ Erschienen unannehmbare Freier, kam es sogar vor, daß die Mädchen sich miteinander verbündeten, um sie zu ärgern. Als einer dieser Unglücklichen kam, um Sophie DuPont den Hof zu machen, versteckte sich diese in ihrem Zimmer, schickte erst einmal ihre Schwester Eleuthera zu seiner Unterhaltung vor und sandte dann dringende Zeilen an ihre Schwägerinnen und Kusinen in der Nachbarschaft und an eine Freundin, die gerade zu Besuch war; alle kamen sie Sophie zur Hilfe. Darauf tollten die jungen Frauen ausgelassen umher, und das Ganze endete erst, als Sophie an eine Tür rannte, sich die Nase anstieß und sich darauf mit ihrer Weiberschar ins Bett zurückzog. Ihr Bruder und der wahrscheinlich eher fassungslose Freier blieben allein zurück. Dies waren keine Teenagerstreiche – die Frauen waren Anfang und Mitte Zwanzig.⁵⁴

Sogar wenn junge Männer als Freier annehmbar waren, schrieben Mädchen nur förmlich oder indirekt von ihnen: „Letzte Woche bekam ich unerwartet Nachricht von der Ankunft eines Freundes in Boston“, bemerkte Sarah Ripley in ihrem Tagebuch bezüglich des jungen Mannes, mit dem sie seit Jahren verlobt war und den sie in Kürze heiraten sollte. Während der drei Jahre vor ihrer Hochzeit schrieb Harriet Marigault emsig an einem lebendigen und unterhaltsamen Tagebuch, doch sie ließ nicht eine Bemerkung über ihre Verlobung fallen noch schrieb sie gar den geringsten persönlichen Satz über ihren Verlobten – der nie als solcher bezeichnet wird, sondern immer nur als Mr. Wilcox auftaucht.⁵⁵ Es ist nicht so, daß diese Frauen junge Männer abgelehnt hätten. Weit davon entfernt; sie suchten Ehe und Häuslichkeit. Und doch erscheinen die Männer in diesen Briefen und Tagebüchern als einer anderen Gruppe oder Out-group zugehörig; sie besuchten ihre eigenen Schulen, hatten ihren Männerkreis von Freunden und Verwandten, der sie unterstützte, wurden zu einem anderen Verhalten erzogen und bekamen eingedrillt, bei der Werbung um eine Frau die angemessene Form zu wahren. Folglich fehlten den Beziehungen zwischen jungen Männern und Frauen häufig jene Spontaneität und emotionale Nähe, die die Bindungen zwischen den jungen Mädchen auszeichneten.

In deutlichem Gegensatz zu ihrem distanzierten Verhältnis zu jungen

Männern hatten junge Frauen untereinander sehr enge Beziehungen, die oft voll Ausgelassenheit und Zärtlichkeit waren und überraschend lange anhielten. Sie schickten sich geheime Briefe, verbrachten lange Tage zu zweit, kuschelten sich nachts im Bett aneinander, um sich Träume und Geheimnisse zuzuflüstern.⁵⁶ 1862 beschrieb eine junge Frau Anfang Zwanzig einer fernen Freundin eine solche Szene:

„Ich bin bis Mitternacht aufgeblieben und habe mir die Geheimnisse von Constance Kinley angehört. Ein Stuhl neben einem Bett spätabends, das ganze Haus schläft, und nur du selbst und deine Vertraute sind noch wach: diese bezauberndste aller Situationen hat sie mitteilt gemacht. Sie hat mir also ihre ganzen Liebesgeheimnisse erzählt und versucht, dafür auch von mir ein paar Vertraulichkeiten zu erfahren; aber da ich fünf oder sechs Jahre älter bin als sie, war ich so dumm nicht ...“⁵⁷

Elizabeth Bordley und Nelly Parke Custis, Ende des 18. Jahrhunderts Teenager in Philadelphia, verzogen sich jeden Tag regelmäßig in Nellys Mansarde, wo jede an einem Roman über die andere schrieb.⁵⁸ Ziemlich viele junge Frauen führten Tagebücher, und es war ein Zeichen besonderer Freundschaft, sich gegenseitig die Tagebücher zu zeigen. Die Bemerkungen eines jungen Mädchens, das im Grenzgebiet von Ohio aufwuchs, werfen ein Licht auf die Art von Gefühlen, die ein solcher Austausch hervorrief:

„Die Schwestern CW und RT führen ein Tagebuch, und ich darf zu meiner unermesslichen Freude diese Tagebücher lesen, und sie sehen sich dafür meins an – aber die Schamröte steigt mir ins Gesicht, wenn ich daran denke; ihres ist so viel besser als meins, und das einfach jedesmal. Dann denke ich wohl, jetzt *werde* ich meins aber verbrennen; doch wenn ich genauer darüber nachdenke, so würde mich das ja der Freude berauben, ihres zu lesen, was ich in der Tat für ein großes Privileg halte, zudem ist es mir auch sehr förderlich. Wenn wir unsere Herzen einander öffnen, steigert das unsere Zuneigung und läßt uns auch die süße und beruhigende Freundschaft schätzen und aufrechterhalten, und das macht uns einander teuer.“⁵⁹

Es war die Regel, daß Mädchen in einem Bett schliefen, sich küßten und in die Arme nahmen. Ja, während die ansonsten leichtsinnige und hochmodische Harriet Manigault das Walzertanzen mit jungen Männern schockierend fand, erschien ihr das Walzertanzen mit anderen jungen Frauen nicht nur annehmbar, sondern geradezu angenehm.⁶⁰ Der Adoleszenz folgte die Ehe. Immer häufiger bedeutete sie im 19. Jahrhundert auch die traumatische Trennung eines Mädchens von seiner Mutter und deren Freundeskreis. Sie machte auch die Anpassung an einen Ehemann notwendig, der – weil er ein Mann war – mit einer unterschiedlichen Weltsicht und völlig anderen Erfahrungen in die Ehe kam. Es überrascht nicht, daß die Eheschließung ein Ereignis war, das von stützenden, beinahe rituellen Praktiken begleitet

wurde. (Die Hochzeit ist eines der letzten Frauenrituale, die es im 20. Jahrhundert in Amerika noch gibt.) In der Regel verbrachten junge Frauen die Monate vor ihrer Heirat beinahe ausschließlich mit Frauen – bei Nähkränzchen in der Nachbarschaft oder auf einer Besuchsrunde bei außerhalb wohnenden Freunden und Verwandten. Angeblich gingen sie dorthin, um sich bei den praktischen Vorbereitungen für ihr neues Heim, etwa beim Nähen der Aussteuer, helfen zu lassen; von gleicher Wichtigkeit war aber, daß sie offenbar emotional gestützt und beruhigt wurden. Sarah Ripley verbrachte vor ihrer Hochzeit mehr als einen Monat bei Freunden und Verwandten in Boston und Hingham; Parke Custis Lewis machte in ganz Virginia Gegenbesuche bei Tanten und Kusinen.⁶¹ Anne Jefferis, die nur widerstrebend heiratete, verbrachte praktisch ein halbes Jahr mit unzähligen Besuchen bei Kusinen, Tanten und Freundinnen. Obwohl diese sie beruhigten und ihr zur Seite standen, wollte sie Moses Sheppard nicht heiraten, bis ihre Schwester Edith und ihre Kusine Rebecca in das Haus des Bräutigams zogen, seine Freunde kennenlernten und sich über seine Persönlichkeit ein Urteil bildeten.⁶² Die Hochzeit fand erst statt, als Edith an Anne schrieb:

„Ich kann wahrhaftig sagen, daß ich absolut nichts dagegen habe, wenn Du ihn heiratest – sogar wenn Du ihm in die Dünen von Jersey folgen müßtest. Denn ich glaube, wenn Du in Zukunft nicht glücklich bist, dann wird das auf keinen Fall seine Schuld sein.“⁶³

Schwestern, Kusinen und Freundinnen begleiteten häufig das frisch-verheiratete Paar auf der Hochzeitsreise, die oft weitere Familienbesuche mit sich brachte. Diese ausgedehnten Besuche dienten wahrscheinlich dazu, die Tochter ihrer Familie zu entwöhnen, und lösten oft ambivalente Gefühle aus. Nelly Custis beispielsweise berichtete über Heimweh und Verlassenheitsgefühle auf ihrer Hochzeitsreise.

„Ich habe meine geliebte und verehrte Großmama mit dem größten Bedauern verlassen“, schrieb sie an Elizabeth Bordley. „Es hat eine ganze Weile gedauert, bis ich mich damit abfinden konnte, ohne sie zu reisen.“

Vielleicht hatten diese Reisen auch den Zweck, der jungen Frau, ihren Freundinnen und Verwandten darüber Beruhigung zu verschaffen, daß die Ehe die alten innigen und vertrauten Freundschaftsbande nicht zerstören würde – auch wenn sie sie möglicherweise veränderte.⁶⁴

Auch das Eheleben wurde durch eine Vielzahl von Frauen-Ritualen strukturiert. Die Geburt, besonders die des ersten Kindes, war praktisch ein Rite de passage: Die Frau lebte vor und nach der Niederkunft überaus lange in Zurückgezogenheit, ihr Betätigungsfeld

war stark eingeschränkt, und schließlich wurde ihre Rückkehr aus der Abgeschiedenheit dramatisch in Szene gesetzt.⁶⁵ Schwestern, Mütter und fürsorgliche Freundinnen überwachten die Zurückgezogenheit. Beim Stillen und bei der Entwöhnung waren Rat und Beistand von Freundinnen und Verwandten nötig, ebenso bei einer Fehlgeburt.⁶⁶ Das Sterben – wie das Gebären – wurde von ausführlichen eingeschlechtlichen Ritualen begleitet. Als Nelly Parke Custis Lewis herbeilte, um ihre schwerkranke Tochter zu pflegen, wurde sie nicht von ihrem Ehemann unterstützt, der auf der Plantage zurückblieb, sondern von ihrer alten Schulfreundin Elizabeth Bordley. Elizabeth half Nelly, ihre sterbende Tochter zu versorgen, kümmerte sich um Nellys andere Kinder, beteiligte sich entscheidend an den aufwendigen Vorbereitungen für die Beerdigung (an der der Vater nicht teilnahm) und besuchte auf Bitten der Mutter häufig das Grab des Mädchens. Jahrelang blieb Elizabeth die Vertraute Nellys bei deren qualvollen Erinnerungen an die Tochter. Diese Erinnerungen, das machen Nellys Briefe deutlich, waren ausschließlich für Elizabeth bestimmt. „Mr. L. weiß nichts davon“, war eine häufig wiederkehrende Bemerkung.⁶⁷ Praktisch jede Sammlung von Briefen und Tagebüchern enthält Hinweise darauf, daß Frauen beieinander Trost gesucht haben, waren sie mit den im 18. und 19. Jahrhundert häufigen und unvermeidlichen Todesfällen konfrontiert.⁶⁸ Als Sophie DuPont um ihren toten Vater trauerte, erhielt sie eine Menge Kondolenzbriefe und -besuche – alle von Frauen. Kein einziger Mann schrieb oder besuchte Sophie, um ihr sein Mitgefühl anlässlich des Todes ihres Vaters auszudrücken.⁶⁹ Bei den auf dem Lande lebenden Pennsylvania Quakers nahmen Todes- und Trauerrituale eine sogar noch extremere Form an; Männern bzw. Frauen war der Zugang zum Totenbett des anderen Geschlechts größtenteils untersagt. Weibliche Verwandte und Freundinnen schliefen bei der Sterbenden, pflegten sie und machten die Leiche für die Beerdigung zurecht.⁷⁰

Die Frauen im 18. und 19. Jahrhundert lebten so in großer emotionaler Nähe zueinander. Freundschaften und der vertraute Umgang miteinander richteten sich nach den biologischen Gezeiten des Frauenlebens. Ehe und Schwangerschaft, Geburt und Entwöhnung, Krankheit und Tod brachten physische und psychische Traumata mit sich, die sich mit dem Trost und Mitgefühl anderer Frauen leichter ertragen ließen. Zwischen den Frauen, die diese spannungsreichen Momente in gegenseitiger Hilfe und Zuneigung zusammen durchlebten, bestanden innige Bande von Freundschaft und Liebe.

Diese Bande waren oft physischer und emotionaler Natur zugleich. Nicht selten zeichnete eine unbestreitbar romantische und sogar sinnliche Note diese Frauenbeziehungen aus. Dieses in allen Stadien

eines Frauenlebens bedeutsame Thema tauchte erstmals in der Adoleszenz auf. So schrieb 1808 ein Teenager aus einer sich mühsam durchkämpfenden Pionierfamilie im Ohio Valley in ihr Tagebuch:

„Ich lag bei meiner geliebten R[ebecca], und wir haben bis gegen 4 [Uhr morgens] ganz herrlich geredet – o wie sehr ich sie *liebe* ...“⁷¹

Nur wenige Jahre später schnitzte Eunice Callender aus Boston ihre und Sarah Ripleys Initialen mitsamt einem Gelübde ewiger Liebe in ihren Lieblingsbaum und wartete dann in atemloser Spannung darauf, daß Sarah ihre Liebeserklärung finden und auf sie reagieren würde. Offensichtlich war die Reaktion positiv.⁷² Ein halbes Jahrhundert später äußerte sich die weltgewandte und erfahrene Katherine Wharton über das Treffen mit einer alten Schulfreundin folgendermaßen:

„In der Schule ist sie mein ganzer Liebling gewesen, und als ich ihre zierliche Figur betrachtete, dachte ich daran, wie oft ich sie in meinen Armen gehalten habe – wie lieb ich sie einmal hatte.“

Mit einem anderen Mädchen unterhielt Katie eine lange innige Freundschaft. Als ein junger Mann sich ernsthaft um diese Freundin bewarb, bemerkte Katie in ihrem Tagebuch, sie habe sich nie klargemacht, „wie tief ich Eng liebe und wie stark dieses Gefühl ist“. Wieder und wieder in dieser Eintragung schrieb sie: „Wahrhaftig, ich liebe sie!“, und nur äußerst zögernd verließ sie in jenem Sommer die Stadt, da das auch bedeutete, Eng mit ihrem neuen Bewerber allein zu lassen.⁷³

Peggy Emlen, eine junge Quäkerin in Philadelphia um 1760, äußerte ähnliche Gefühle für ihre Kusine Sally Logan. Die Mädchen schickten sich Liebesgedichte (ähnlich denen, die Elizabeth Bordley eine Generation später an Nelly Custis schrieb), machten lange einsame Spaziergänge zusammen und irrten gar durch das Haus der anderen, war diese verreist. Peggy war wirklich sehr unglücklich, wenn Sally nicht in der Stadt war. Peggys Gefühle waren so stark, daß ihre Brüder sie mit ihrer Zuneigung zu Sally aufzuziehen begannen und – zur großen Beunruhigung beider Mädchen – drohten, Sallys Briefe zu stehlen. In einem Brief, den Peggy an die ferne Sally schrieb, geht sie ausführlich auf Tiefe und Natur ihrer Gefühle ein:

„Ich kann gar nicht sagen, wie sehr ich es erwarte, meine liebe Kusine wiederzusehen; was würde ich jetzt nicht alles für eine Stunde süßer Konversation mit ihr geben; ich habe Dir wohl tausenderlei zu erzählen, doch wenn ich Dich endlich wiedertreffe, werde ich vor lauter Freude alles andere vergessen [...] Einigen Mädchen bin ich sehr freundschaftlich zugetan, doch eine Trennung von ihnen beunruhigt mich nicht so stark wie die von Dir. [Laß uns doch] an unserem Plätzchen dort unten einen Tag miteinander verbringen und uns ungestört aneinander erfreuen!“⁷⁴

Zwischen Sarah Alden Ripley, einer jungen Frau mit einer hervorragenden Schulbildung, und einer anderen, etwas älteren Frau entstand eine ähnlich intensive Beziehung. Daß sie sich sofort freundschaftlich zugetan waren, beruhte zunächst auf den ungewöhnlich stark ausgeprägten wissenschaftlichen Interessen beider, doch bald spielten tiefe Gefühle mit eine Rolle, zumindest von seiten Sarahs. Sie schrieb an Mary Emerson:

„Hurtig spinnt die Freundschaft die seidenen Fäden der Abhängigkeit um ihre willige Gefangene. Diese Abhängigkeit ist so süß, wer würde ihr um des Einerleis der Unabhängigkeit willen entsagen?“

Die darauf folgenden Briefe hatten einen sehr viel emotionaleren, beinahe verschwörerischen Ton. Mary besuchte Sarah heimlich in deren Zimmer, oder die jungen Frauen schlichen sich von Verwandten und Freunden davon, um sich in einem nahegelegenen Wald zu treffen. Sarah wurde eifersüchtig auf Marys andere junge Freundinnen. Auch Marys Reisen, die sie aus Boston wegführten, ließen Sarah zeitweilig in qualvolle Depressionen verfallen. Interessanterweise wurden die Briefe, die ihre Liebe detailliert beschreiben, nicht vernichtet; sie wurden aufbewahrt und sogar in einer Sarah Alden Ripley in den Himmel hebenden Biographie abgedruckt.⁷⁵

Zärtliche Briefe zwischen erwachsenen Frauen, Zugeständnisse von Einsamkeit und emotionaler Abhängigkeit waren keine Eigenheit von Sarah Alden, Peggy Emlen oder Katie Wharton. Sie sind überall in den Briefen der fünfunddreißig untersuchten Familien zu finden. Eine Parallele dazu sind natürlich heutzutage die Gefühlsergüsse vieler heranwachsender Mädchen. Diese Frauenfreundschaften dauerten jedoch mit unverminderter, tatsächlich oft zunehmender Intensität ein ganzes Leben lang. Sarah Alden Ripley nannte ihr erstes Kind nach Mary Emerson. Nach ihrer Heirat liebte Nelly Custis Lewis Elizabeth Bordley noch mehr und war noch abhängiger von ihr. Eunice Callender war jahrelang in ihre Kusine Sarah Ripley verliebt und hielt es für unmöglich – wie eine andere Frau nahelegte –, daß ihre Liebe eines Tages vergehen könnte.⁷⁶ Sophie DuPont und Clementina Smith, die seit ihrer Kinderzeit befreundet waren, schickten sich vierzig Jahre lang Briefe voller Beteuerungen ihrer gegenseitigen Liebe und Anhänglichkeit. Und eine andere gute Freundin von Sophie, Mary Black Couper, schrieb, ihr hätte geträumt, sie selbst, Sophie und deren Mann seien in einer Ehe vereint. Marys Briefe an Sophie enthalten Liebesschwüre über Liebesschwüre, und alle Anzeichen sprechen dafür, daß sie für ihren Mann eher ambivalente Gefühle hegte. Elizabeth Schlatter, eine weitere Vertraute Sophies, schrieb ihr in einer Zeit der Krise:

„Ich wünschte, ich könnte jetzt bei Dir sein, wie es schon meine Seele und mein Herz sind – ich würde *Deinen guten Mann aus dem Bett schmeißen* – und mich an Dich kuscheln, und wir würden lange miteinander reden, wie früher in Pine Street – ich möchte Dir so vieles sagen, was sich *nicht schreiben läßt*.“⁷⁷

Solche gegenseitige Abhängigkeit und tiefe Zuneigung waren ein wesentliches Element im Leben der Frauen und gaben der weiblichen Welt der Liebesdienste und Rituale ihre besondere Tönung. Bei Katie, Sophie und Eunice – wie bei Molly, Jeannie und Sarah – verschmolz das Bedürfnis nach Nähe und Unterstützung mit dem heftigeren Wunsch nach einer Liebe, die gleichzeitig emotional und sinnlich war. Die vielleicht eindeutigste Äußerung über die lebenslangen Freundschaften zwischen Frauen findet sich in einem Brief, den die Abolitionistin und Reformerin Mary Grew etwa zur selben Zeit schrieb und in dem sie sich auf ihre Zuneigung zu ihrer geliebten Freundin und Lebensgefährtin Margaret Burleigh bezieht. Als Antwort auf einen Kondolenzbrief, den ihr eine andere Frau zu Burleighs Tod geschickt hatte, schrieb Grew:

„Was Du über meine geliebte Freundin geschrieben hast, rührt mich tief. Offensichtlich [...] verstehst und schätzt Du, wie nur wenige, [...] die Natur der Beziehung, die zwischen ihr und mir bestand und noch besteht. Auch ihre einzige noch lebende Nichte [...] versteht das. Mir scheint, es war eine engere Gemeinschaft als die meisten Ehen. Wir wissen, daß es andere derartige Gemeinschaften zwischen Männern und auch zwischen Frauen gegeben hat. Und warum auch nicht? Liebe ist etwas Seelisches, nur die Leidenschaft ist geschlechtlich.“⁷⁸

Wie also können wir letzten Endes diese langen innigen Frauenfreundschaften interpretieren und mit unserem Verständnis der viktorianischen Sexualität in Einklang bringen? Die mehrdeutigen und romantischen Worte, in denen diese Freundschaften ihren Ausdruck fanden, stellen uns vor ein elementares Rätsel: Welches ist das Verhältnis von Liebe, Sinnlichkeit und Sexualität im Spektrum menschlicher Gefühle?

Wie ich bereits bemerkt habe, liegt die Versuchung nahe, die Beziehungen von Molly, Peggy oder Sophie mit den Freundschaften zu vergleichen, die im 20. Jahrhundert üblicherweise heranwachsende Mädchen zueinander entwickeln – enge Freundschaften von großer emotionaler Intensität. Helene Deutsch und Clara Thompson betrachten diese Freundschaften als eine emotionale Voraussetzung für die psychosexuelle Entwicklung eines Mädchens. Aber derartige Freundschaften können, so geben sie zu bedenken, in eine adoleszente oder postadoleszente Homosexualität übergehen.⁷⁹

Es lassen sich Vermutungen darüber anstellen, daß im 20. Jahrhundert eine Reihe von kulturellen Tabus entstanden sind, die die homo-

sozialen Bindungen der Mädchenzeit beschneiden und die sich langsam zur Frau entwickelnden Dreizehn- und Vierzehnjährigen in heterosexuelle Beziehungen zwingen sollen. Die amerikanische Gesellschaft des 19. Jahrhunderts dagegen tabuisierte die engen Beziehungen zwischen Frauen nicht; sie wurden vielmehr als gesellschaftlich lebensfähige Form menschlicher Beziehungen anerkannt und als solche während des ganzen Lebens einer Frau gebilligt. Tatsächlich waren es nicht diese homosozialen Bindungen, die eingeschränkt wurden, sondern die heterosexuellen Neigungen. Während die Beziehungen zwischen Frauen sich durch Nähe, freie Äußerung von Gefühlen und uneingeschränkten Körperkontakt auszeichneten, galt meist das Gegenteil für die Beziehungen zwischen Mann und Frau. Es läßt sich also behaupten, daß es in einer solchen Frauenwelt mit ihrer gegenseitigen Unterstützung, ihrer Intimität und ihren Ritualen naheliegend war, daß sich erwachsene Frauen vertrauens- und liebevoll einander zuwandten. Dieses Verhalten hatten sie von Kindheit an beobachtet und gelernt. Die Gefühlswelt des 19. Jahrhunderts war eine andere; in ihr war es der natürliche Gang der Dinge, daß Molly und Helena Liebe füreinander empfanden.

Aufgrund dieser Überlegungen können wir auch besser verstehen, und das scheint mir ebenso wichtig zu sein, was es im 19. Jahrhundert hieß, eine heterosexuelle Ehe einzugehen. Da Männer und Frauen, wie wir gesehen haben, in relativ homogenen und voneinander abgeschlossenen eingeschlechtlichen Gruppen aufwuchsen, bedeutete die Ehe für sie ein grundsätzliches Anpassungsproblem. Aus dieser Sicht läßt sich ein Großteil der emotionalen Steifheit und Distanz, die wir mit der viktorianischen Ehe verbinden, als strukturelle Konsequenz der damaligen Geschlechtsrollendifferenzierung und Geschlechtsrollensozialisation deuten. Bei der Eheschließung mußten Mann und Frau sich auf ein Leben mit einem Menschen einstellen, der im Grunde aus einer fremden Gruppe stammte.

Bislang habe ich die emotionalen Bindungen zwischen Frauen in kultureller und psychosozialer und nicht in psychosexueller Hinsicht interpretiert. Doch enthält dieses Modell psychosexuelle Implikationen, die ich nicht verschweigen möchte. Obwohl Sigmund Freud darauf bestand, daß wir alle bisexuell seien, und trotz des kürzlichen Entscheids der *American Psychiatric Association* über die Homosexualität neigen gegenwärtig viele Psychiater – explizit oder implizit – dazu, Homosexualität als völlig abartiges und pathologisches Verhalten anzusehen, als grundverschieden von der Heterosexualität. Ich vermute, daß sie im wesentlichen zu einem Erklärungsmodell greifen, das dem in der Diskussion der Schizophrenie verwendeten gleicht. So können die Psychiater sagen, die Schizophrenie und die schizoide

Borderline-Persönlichkeit seien ganz und gar verschieden von der normalen oder der neurotischen Persönlichkeit; genauso stellen sie sich auch die Homosexualität und die latente Homosexualität als etwas von der Heterosexualität völlig Verschiedenes vor. Bei diesem schnell zu Dichotomien neigenden theoretischen Modell wird die ‚latente Homosexualität‘ zum Indiz für eine schleichende psychische Erkrankung – Keim eines pathologischen Zustandes, der die tatsächliche Heterosexualität eines Individuums verleugnet.

Und doch wissen wir gleichzeitig ganz genau, daß kulturelle Werte mit entscheiden, welches Geschlecht der Sexualpartner hat, den eine Person sich wählt. Wir beispielsweise erachten die homosexuelle Objektwahl bei Männern im Gefängnis, an Bord eines Schiffes oder im Internat nicht unbedingt als ausreichendes Zeichen eines pathologischen Zustandes. Ich möchte dringend raten, dieses relativierende Modell auszuweiten und davon auszugehen, daß eine Reihe von Kulturen sehr wohl mannigfaltige sexuelle und nichtsexuelle Beziehungen dulden und sogar unterstützen. Aufgrund meiner Studien über die innigen Beziehungen zwischen Frauen im 19. Jahrhundert möchte ich des weiteren vorschlagen, daß wir – anstatt eine unüberbrückbare Kluft zwischen normalem und abnormem Verhalten anzunehmen – die sexuellen und emotionalen Impulse als Teil eines Kontinuums oder Spektrums von Affektabstufungen betrachten, die von kulturellen Normen und Gegebenheiten geprägt werden – eines Kontinuums, das teilweise von beobachtetem und damit erlerntem Verhalten beeinflusst wird. Am einen Ende des Kontinuums liegt die ausgeübte Heterosexualität, am anderen die zu keinem Kompromiß bereite Homosexualität; dazwischen gibt es eine große Bandbreite von Gefühlen und sexuellen Regungen. Gewisse Kulturen und Milieus gestatten dem einzelnen eine große Bewegungsfreiheit im Rahmen dieses Spektrums. Ich meine, im 19. Jahrhundert bestand ein solches kulturelles Milieu. Das heißt, das vermeintlich repressive und destruktive Sexualethos der viktorianischen Zeit war vielleicht flexibler und hat möglicherweise den Bedürfnissen bestimmter Individuen besser entsprochen als dasjenige Mitte des 20. Jahrhunderts.

Aus dem Amerikanischen übersetzt von Sibylle Koch-Grünberg.

Anmerkungen

- 1 Die bemerkenswerteste Ausnahme von dieser Regel liegt bereits elf Jahre zurück: William R. Taylor und Christopher Lasch, „Two ‚Kindred Spi-

- rits': Sorority and Family in New England, 1839-1846", in: *New England Quarterly*, 36, 1963, S. 25-41. Taylor hat mit seinem Konzept der „schwesterlichen“ Beziehungen einen wertvollen Beitrag zur Geschichte von Frauen und zur Geschichte der Familie geleistet. Indessen lasse ich die These von Taylor-Lasch nicht gelten, daß die Frauenfreundschaften Mitte des 19. Jahrhunderts aufgrund der geographischen Mobilität und des Auseinanderfallens der kolonialen Familie entstanden sind. Ich habe festgestellt, daß es diese Freundschaften genauso häufig auch im 18. Jahrhundert gegeben hat, und vermute, daß die geographische Mobilität Mitte des 19. Jahrhunderts sie langsam zerstört hat, wie das auch mit so vielen anderen traditionellen gesellschaftlichen Institutionen geschehen ist. Helen Vendler (in ihrer Rezension von *Notable American Women, 1607-1950*, hrsg. v. Edward James und Janet James, in: *New York Times*, 5: 11. 72) weist auf die Bedeutung dieser Freundschaften hin.
- 2 Ich möchte nicht abstreiten, daß die Beziehungen von Frauen zu einzelnen Männern von Bedeutung waren. Ganz offensichtlich hatten Frauen ein enges Verhältnis zu Brüdern, Ehemännern, Vätern und Söhnen. Dennoch gibt es Belege dafür, daß die Beziehungen zwischen Männern und Frauen sich trotz dieser Nähe in ihrer emotionalen Beschaffenheit und Häufigkeit von denen zwischen Frauen unterschieden. Obgleich sie eine zentrale Rolle in der amerikanischen Familie und Gesellschaft spielten, sind die Beziehungen zwischen Frauen so selten von Sozialhistorikern und Familienhistorikern untersucht worden, daß ich in diesem Aufsatz einfach nur ihre Natur untersuchen und darlegen möchte, welche Implikationen sie für unser Verständnis sozialer Beziehungen und der Gesellschaftsstruktur haben. Einige Aspekte der Mann/Frau-Beziehungen habe ich in zwei Artikeln erörtert: „Puberty to Menopause: The Cycle of Femininity in Nineteenth-Century America“, in: *Feminist Studies*, 1, 1973, S. 58-72, und, mit Charles E. Rosenberg, „The Female Animal: Medical and Biological Views of Women in 19th Century America“, in: *Journal of American History*, 59, 1973, S. 331-356.
 - 3 Siehe Freuds klassischen Aufsatz über Homosexualität, „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie“ (1905), in: *GW*, 5, S. 83 ff. Prof. Roy Shafer, Fachbereich Psychiatrie der Yale University, hat darauf hingewiesen, daß Freuds Sicht des Sexualverhaltens stark von der Evolutionstheorie des 19. Jahrhunderts geprägt war. In Freuds schematischer Darstellung kennzeichnete eine genitale Heterosexualität die höchste Stufe menschlicher Entwicklung (Shafer, „Problems in Freud's Psychology of Women“, in: *Journal of the Psychoanalytic Association*, 22, 1974, S. 459-485).
 - 4 Für eine neuartige und wichtige theoretische Darstellung von Verhaltensnormen und -möglichkeiten und deren Anwendung bei der Untersuchung der menschlichen Sexualität siehe Charles Rosenberg, „Sexuality, Class and Role“, in: *American Quarterly*, 25, 1973, S. 131-153.
 - 5 Siehe z. B. die Briefe Peggy Emlens an Sally Logan, 1768-72, Wells Morris Collection, Box 1, Historical Society of Pennsylvania; und die Eleanor Parke Custis Lewis Letters, Historical Society of Pennsylvania, Philadelphia.
 - 6 Sarah Butler Wister war die Tochter von Fanny Kemble und Pierce Butler. 1859 heiratete sie einen Arzt aus Philadelphia, Owen Wister. Der Romanautor Owen Wister ist ihr Sohn. Jeannie Field Musgrove war die Tochter des Verfassungsrichters David Dudley Field, eines republikanischen Politikers; sie war Halbwaise. Ihre Korrespondenz (1855-98) befindet sich in

- den Sarah Butler Wister Papers, Wister Family Papers, Historical Society of Pennsylvania.
- 7 Sarah Butler, Butler Place, S.C., an Jeannie Field, New York, 14. 9. 1855.
 - 8 Siehe z. B. Sarah Butler Wister, Germantown, Pa., an Jeannie Field, New York, 25. 9. 1862, 21. 10. 1863; oder Jeannie Field, New York, an Sarah Butler Wister, Germantown, 3. 7. 1861, 23. 1. und 12. 7. 1863.
 - 9 Sarah Butler Wister, Germantown, an Jeannie Field, New York, 5. 6. 1861, 29. 2. 1864; Jeannie Field an Sarah Butler Wister, 22. 11. 1861, 4. 1. und 14. 6. 1863.
 - 10 Sarah Butler Wister, London, an Jeannie Field Musgrove, New York, 18. 6. und 3. 8. 1870.
 - 11 Siehe z. B. zwei von Sarahs Briefen an Jeannie, 21. 12. 1872 und 16. 6. 1878.
 - 12 Dies ist der von 1868-1920 geführte Briefwechsel zwischen Mary Hallock Foote und Helena, einer Freundin aus New York (die Mary Hallock Foote Papers befinden sich in der Manuscript Division, Stanford University). Wallace E. Stegner hat eine Biographie in Romanform über Mary Hallock Foote verfaßt (*Angle of Repose*, Garden City 1971). Siehe ebenfalls ihre Autobiographie: *Mary Hallock Foote, A Victorian Gentlewoman in the Far West: The Reminiscences of Mary Hallock Foote*, hrsg. v. Rodman W. Paul (San Marino 1972). In vieler Hinsicht sind diese Briefe typisch für die Briefe, die Frauen an andere Frauen schrieben. Frauen begannen häufig Briefe aneinander mit Anreden wie „Liebste“, „Meine Allerliebste“, „Du Herzensmädchen“ und unterschrieben sie mit „herzlichst“ oder „meine teure, teure liebe Freundin, auf Wiedersehen“. Ohne die geringste Befangenheit bezeichnete eine Frau ihren Mann in ihren häufigen Briefen an eine Freundin als „meine andere Liebe“. Das war keineswegs ein Einzelfall. Siehe z. B. Annie an Charlene Van Vlevk Anderson, Appleton, Wis., 10. 6. 1871, Anderson Family Papers, Manuscript Division, Stanford University; Maggie an Emily Howland, Philadelphia, 12. 6. 1851, Howland Family Papers, Phoebe King Collection, Friends Historical Library, Swarthmore College; Mary Jane Burleigh an Emily Howland, Sherwood, N.Y., 27. 3. 1872, Howland Family Papers, Sophia Smith Collection, Smith College; Mary Black Couper an Sophia Madeleine DuPont, Wilmington, Del., undatiert [1834], (zwei Briefe), Samuel Francis DuPont Papers, Eleutherian Mills Foundation, Wilmington, Del.; Phoebe Middleton, Concordville, Pa., an Martha Jefferis, Chester County, Pa., 22. 2. 1848; siehe auch die gesamte Korrespondenz (1838-49) zwischen Rebecca Biddle aus Philadelphia und Martha Jefferis, Chester County, Pa., Jefferis Family Correspondence, Chester County Historical Society, West Chester, Pa.; Phoebe Bradford, Tagebuch, 7. 6. und 13. 7. 1832, Historical Society of Pennsylvania; Sarah Alden Ripley an Abba Allyn, Boston, undatiert [1818-20]; und Sarah Alden Ripley an Sophia Bradford, 30. 11. 1854, in der Sarah Alden Ripley Correspondence, Schlesinger Library, Radcliffe College; Fanny Canby Ferris an Anne Biddle, Philadelphia, 11. 10. und 19. 11. 1811, 26. 12. 1813, Fanny Canby an Mary Canby, 27. 5. 1801, Mary R. Garrigues an Mary Canby, fünf undatierte Briefe [1802-08], Anne Biddle an Mary Canby, zwei undatierte Briefe, 16. 5. 13. 7. und 24. 11. 1806, 14. 6. 1807, 5. 6. 1808, Anne Sterling Biddle Family Papers, Friends Historical Society, Swarthmore College; Harriet Manigault Wilcox, Tagebuch, 7. 8. 1814, Historical Society of Pennsylvania. Siehe auch die Korrespondenz zwischen Harriet Manigault Wilcox' Mutter, Mrs. Gabriel

- Manigault, Philadelphia, und Mrs. Henry Middleton, Charleston, S. C., zwischen 1810 und 1830, Cadwalader Collection, J. Francis Fisher Section, Historical Society of Pennsylvania. Die Basis und das Wesen dieser Freundschaften wird aus den Bemerkungen Sarah Alden Ripleys an ihre Schwägerin und langjährige Freundin Sophia Bradford ersichtlich: „Die Nachricht, daß es Dir nicht gutgeht, läßt mich daran denken, was es heißen würde, Dich nicht mehr liebevoll um mich zu haben. Wir sind ein langes Stück auf dem mühsamen Lebensweg Seite an Seite gegangen. Wir haben dieselben Menschen geliebt und miteinander an ihren Gräbern geweint.“ (Mrs. O. J. Wister und Miss Agnes Irwin (Hrsg.), *Worthy Women of Our First Century*, Philadelphia 1877, S. 195)
- 13 Mary Hallock [Foote] an Helena, undatiert [1869-70], undatiert [1871-72], Folder 1, Mary Hallock Foote Letters, Manuscript Division, Stanford University.
 - 14 Mary Hallock [Foote] an Helena, 15. 9. und 23. 9. 1873, undatiert [Oktober 1873], 12. 10. 1873.
 - 15 Mary Hallock [Foote] an Helena, undatiert [Januar 1874], undatiert, [Frühjahr 1874].
 - 16 Mary Hallock [Foote] an Helena, 23. 9. 1873; Mary Hallock [Foote] an Richard, 13. 12. 1873. Mollys und Helenas Beziehung dauerte bis an ihr Lebensende. Mollys Briefe sind voller zärtlicher und vertrauter Bemerkungen. So schrieb sie zwanzig Jahre später und aus 2 000 Meilen Entfernung: „Ich liebe Dich nicht, weil Du gut bist – ich liebe Dich um Deines Wesens willen, so wie ich einen schönen Duft liebe“ (undatiert [1890er?]).
 - 17 Ich arbeite gerade an einer umfassenderen Studie über Geschlechtsrollen für Erwachsene und Geschlechtsrollensozialisation in Amerika, 1785 bis 1895. Eine Erörterung der gesellschaftlichen Vorstellungen von angemessenen Männer- und Frauenrollen bei: Barbara Welter, „The Cult of True Womanhood: 1820-1860“, in: *American Quarterly*, 18, 1966, S. 151-74; Ann Firor Scott, *The Southern Lady: From Pedestal to Politics, 1830 bis 1930*, Chicago 1970, Kap. 1-2.
 - 18 Siehe z. B. die Briefe von Peggy Emlen an Sally Logan, 1768-72, Wells Morris Collection, Box 1, Historical Society of Pennsylvania; und die Eleanor Parke Custis Lewis Letters, Historical Society of Pennsylvania.
 - 19 Siehe bes. Elizabeth Botts, *Family and Social Network*, London 1957; Michael Young und Peter Wilmott, *Family and Kinship in East London*, Baltimore 1964.
 - 20 Dieses Modell hatte anscheinend klassenübergreifende Gültigkeit. Ein Brief, den eine irische Hausangestellte in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts schrieb, enthält siebzehn Einzelverweise auf Frauen, aber nur sieben auf Männer, von denen die meisten Verwandte und zwei kleine Brüder waren, die bei der Mutter lebten und im Zusammenhang mit dieser erwähnt wurden (Ann McGrann, Philadelphia, an Sophie M. DuPont, Philadelphia, 3. 6. 1834, Sophie Madeleine DuPont Letters, Eleutherian Mills Foundation).
 - 21 Harriett Manigault, Tagebuch, 28. 6. 1814 und ff.; Jeannie Field, New York, an Sarah Butler Wister, Germantown, 19. 4. 1863; Phoebe Bradford, Tagebuch, 30. 1., 19. 2., 4. 3., 11. 8. und 14. 10. 1832, Historical Society of Pennsylvania; Sophie M. DuPont, Brandywine, an Henry DuPont, Germantown, 9. 7. 1827, Eleutherian Mills Foundation.
 - 22 Martha Jefferis an Ann Jefferis Sheppard, 9. 7. 1843; Anne Jefferis Sheppard an Martha Jefferis, 28. 6. 1846; Anne Sterling Biddle Papers,

- passim, Biddle Family Papers, Friends Historical Society, Swarthmore College; Eleanor Parke Custis Lewis, Virginia, an Elizabeth Bordley Gibson, Philadelphia, 24. 11. und 4. 12. 1820, 6. 11. 1821.
- 23 Phoebe Bradford, Tagebuch, 13. 1., 16.-19. 11. 1832, 26. 4. und 7. 5. 1833; Abigail Brackett Lyman an Mrs. Catling, Litchfield, Conn., 3. 5. 1801, Privatsammlung; Martha Jefferis an Anne Jefferis Sheppard, 28. 8. 1845.
- 24 Lisa Mitchell, Tagebuch, 1860er, passim, Manuscript Division, Tulane University; Eleanor Parke Custis Lewis an Elizabeth Bordley [Gibson], 5. 2. 1822; Jeannie McCall, Cedar Park, an Peter McCall, Philadelphia, 30. 6. 1849, McCall Section, Cadwalader Collection, Historical Society of Pennsylvania.
- 25 Peggy Emlen an Sally Logan, 3. 5. 1769.
- 26 Erstklassige Beispiele dieser Art Briefe: Eleanor Parke Custis Lewis an Elizabeth Bordley Gibson, passim; Fanny Canby an Mary Canby, Philadelphia, 27. 5. 1801; Sophie DuPont, Brandywine, an Henry DuPont, Germantown, 4. 2. 1832.
- 27 Der Wohnort ist nicht die einzige bedeutsame Variable bei der Charakterisierung von Familienstrukturen. Starke emotionale Bindungen, häufige Besuche und ein Briefwechsel können Familien vereinen, die nicht unter einem Dach leben. Demographische Studien, die nur auf der Struktur des Haushalts basieren, können derartige emotionale und sogar ökonomische Bindungen zwischen Familien nicht wiedergeben.
- 28 Eleanor Parke Custis Lewis an Elizabeth Bordley Gibson, 20. 4. und 25. 9. 1848.
- 29 Mary Inskeep an Fanny Hampton, Korrespondenz, 1823-60, Inskeep Collection, Tulane University Library.
- 30 Eunice Callender, Boston, an Sarah Ripley [Stearns], 24. 9. und 29. 10. 1803, 16. 2. 1805, 29. 4. und 9. 10. 1806, 26. 5. 1810.
- 31 Sophie DuPonts Briefe an ihren jüngeren Bruder Henry (sie war beauftragt, ihm während seines Aufenthalts im Internat zu schreiben) sind voller Berichte von Familienbesuchen (siehe z. B.: 13. 12. 1827, 10. 1. und 9. 3. 1828, 4. 2. und 10. 3. 1832; ebenso Sophie DuPont an Victorine DuPont Bauday, 26. 9. und 4. 12. 1827, 22. 2. 1828; Sophie DuPont, Brandywine, an Clementina B. Smith, Philadelphia, 15. 1. 1830; Eleuthera DuPont, Brandywine, an Victorine DuPont Bauday, Philadelphia, 17. 4. 1821, 20. 10. 1826; Evelina DuPont [Biderman] an Victorine DuPont Bauday, 18. 10. 1816). Weitere Beispiele aus der Historical Society of Pennsylvania sind: Harriet Manigault [Wilcox], Tagebuch, 17. 8., 8. 9., 19. und 20. 10., 22. 12. 1814; Jane Zook, Westtown School, Chester County, Pa., an Mary Zook, 13. 11., 7. und 11. 12. 1870, 26. 2. 1871; Eleanor Parke Custis [Lewis] an Elizabeth Bordley [Gibson], 30. 3. 1796, 7. 2. und 20. 3. 1798; Jeannie McCall an Peter McCall, Philadelphia, 12. 11. 1847; Mary B. Ashew, Tagebuch, 11. und 13. 7., 17. 8., Sommer und Oktober 1858; und, aus einer Privatsammlung, Edith Jefferis an Anne Jefferis Sheppard, November 1841, 5. 4. 1842; Abigail Brackett Lyman, Northhampton, Mass., an Mrs. Catling, Litchfield, Conn., 13. 5. 1801; Abigail Brackett Lyman, Northhampton, an Mary Lord, 11. 8. 1800. Mary Hallock Foote machte mit ihrer Schwester, deren Kindern, ihrer Tante und einer Kusine im Sommer 1874 Ferien; die Kusinen besuchten häufig die Farm der Hallocks in Milton, N.Y. In späteren Jahren gründeten Molly und ihre Schwester Bessie einen gemeinsamen Haushalt in Boise, Idaho (Mary Hallock Foote an Helena, Juli [1847?] und passim). Jeannie Field, die anfangs

- ihre Schwägerin Laura nicht mochte, kam ihr sehr nahe, nannte sie „meine kleine Schwester“ und verbrachte manchmal praktisch den ganzen Tag mit ihr (Jeannie Field [Musgrove], New York, an Sarah Butler Wister, Germantown, 1. 8. und 15. 3. und 9. 5. 1863).
- 32 Martha Jefferis an Anne Jefferis Sheppard, 12. 1. 1845; Phoebe Middleton an Martha Jefferis, 22. 2. 1848. Viele andere Frauen blieben ein langes Leben der Schwester oder Schwägerin nahe (Phoebe Bradford, Tagebuch, 7. 6. 1832, und Sarah Alden Ripley an Sophia Bradford, zit. in Wister und Irwin, a.a.O., S. 195).
- 33 Rebecca Biddle an Martha Jefferis, 1838-49, passim; Martha Jefferis an Anne Jefferis Sheppard, 6. 7. 1846; Anne Jefferis Sheppard an Rachael Jefferis, 16. 1. 1865; Sarah Foulke Farquhar [Emlen], Tagebuch, 22. 9. 1813, Friends Historical Library, Swarthmore College; Mary Garrigues an Mary Canby [Biddle], 1802-08, passim; Anne Biddle an Mary Canby [Biddle], 16. 5., 13. 7. und 24. 11. 1806, 14. 6. 1807, 5. 6. 1808.
- 34 Sarah Alden Ripley an Abba Allyn, undatiert, Schlesinger Library.
- 35 Phoebe Bradford, Tagebuch, 13. 7. 1832.
- 36 Mary Hallock [Foote] an Helena, 23. 12. [1868 oder 1869]; Phoebe Bradford, Tagebuch, 8. 12. 1832; Martha Jefferis an Anne Jefferis, alle Briefe.
- 37 Martha Jefferis an Anne Jefferis Sheppard, 3. 8. 1849; Sarah Ripley [Stearns], Tagebuch, 12. 11. 1808, 8. 1. 1811. In den Tagebucheinträgen Sarah Ripleys ist ein interessanter Ton von Feindseligkeit bzw. Rivalität zu spüren. Offensichtlich verübelte Sarah es dem Ehemann sehr, daß er so schnell wieder heiratete.
- 38 Martha Jefferis an Edith Jefferis, 15. 3. 1841; Mary Hallock Foote an Helena, undatiert [1874-75?]; siehe auch Jeannie Field, New York, an Sarah Butler Wister, Germantown, 5. 5. 1863; Emily Howland, Tagebuch, Dezember 1879, Howland Family Papers.
- 39 Anne Jefferis Sheppard an Martha Jefferis, 29. 9. 1841.
- 40 Frances Parke Lewis an Elizabeth Bordley Gibson, 29. 4. 1821.
- 41 Mary Jane Burleigh, Mount Pleasant, S. C., an Emily Howland, Sherwood, N.Y. 27. 3. 1872, Howland Family Papers; Emily Howland, Tagebuch, 16. 9. 1879, 21. 1. und 23. 1. 1880; Mary Black Couper, New Castle, Del., an Sophie M. DuPont, Brandywine, 7. 4. 1834.
- 42 Harriet Manigault, Tagebuch, 15., 21. und 23. 8. 1814, Historical Society of Pennsylvania; Polly [Simmons] an Sophie Madeleine DuPont, Februar 1822; Sophie Madeleine DuPont an Victorine Bauday, 4. 12. 1827; Sophie Madeleine DuPont an Clementina Beach Smith, 24. 7. 1828, 19. 8. 1829; Clementina Beach Smith an Sophie Madeleine DuPont, 29. 4. 1831; Mary Black Couper an Sophie Madeleine DuPont, 24. 12. 1828, 21. 7. 1834. Dies traf anscheinend für alle gesellschaftlichen Klassen zu. Als eine frühere Mitschülerin aus der Sonntagsschule (die Tochter eines Arbeiters in der Fabrik ihres Vaters) an Sophie DuPont schrieb, erörterte sie ganz selbstverständlich die Gesundheit und die Aktivitäten ihrer Mutter (Ann McGrann an Sophie Madeleine DuPont, 25. 8. 1832). Siehe auch Elizabeth Bordley an Martha, undatiert [1797]; Eleanor Parke Custis [Lewis] an Elizabeth Bordley [Gibson], 13. 5. 1796, 1. 7. 1798; Peggy Emlen an Sally Logan, 8. 1. 1786. Bis auf die zwischen Emlen und Logan befinden sich alle Briefe in der Eleanor Parke Custis Lewis Correspondence, Historical Society of Pennsylvania.
- 43 Mrs. S. S. Dalton, *Autobiography*, (Circle Valley, Utah 1876), S. 21-22,

Bancroft Library, University of California, Berkeley; Sarah Foulke Emlen, Tagebuch, April 1809; Louisa G. Van Vleck, Appleton, Wis., an Charlena Van Vleck Anderson, Göttingen, undatiert [1875]; Harriet Manigault, Tagebuch, 16. 8. 1814, 14. 7. 1815; Sarah Alden Ripley an Sophy Fisher, [frühe sechziger Jahre], zit. in: Wister und Irwin, a.a.O., S. 212. Die Familiendokumente der Jefferis enthalten eine Menge einfühlsamer Briefe zwischen Martha und ihren Töchtern Anne und Edith. Siehe z. B. Martha Jefferis an Edith Jefferis, 26. 12. 1836, 11. 3. 1837, 15. 3. 1841; Anne Jefferis Sheppard an Martha Jefferis, 17. 3. 1841, 17. 1. 1847; Martha Jefferis an Anne Jefferis Sheppard, 17. 4. 1848, 30. 4. 1849. Typisch ist der Brief vom 9. März 1837 von Edith an Martha: „Ich kann aus ganzem Herzen auf die Worte meiner innig geliebten Mutter antworten, daß die Trennung unsere Zuneigung zueinander nicht vermindert, sondern – falls das überhaupt noch möglich ist – die Bande verstärkt hat, die uns einen, und ich muß doch noch einmal festhalten, in welch inniger Kameradschaft wir haben zusammensein können, und daß uns das gestärkt hat, die Bürde der anderen mit zu tragen.“

- 44 Abigail Brackett Lyman, Boston, an Mrs. Abigail Brackett (Tochter an Mutter), undatiert [1797], 3. 6. 1800; Sarah Alden Ripley schrieb ihrer Tochter, Sophy Ripley Fisher, nach deren Verheiratung wöchentlich (Sarah Alden Ripley Correspondence, passim); Phoebe Bradford, Tagebuch, 25. 2. 1833, passim, 1832-33; Louisa G. Van Vleck an Charlena Van Vleck Anderson, 15. 12. 1873, 4. 7., 15. 8. und 29. 8., 19. 9., 9. 11. 1875. Der lange Briefwechsel von Eleanor Parke Custis Lewis mit Elizabeth Bordley Gibson enthält Anzeichen dafür, daß sie verschiedene Male in ihrer Jugend und bei ihrer Eheschließung Angst davor hatte, das Haus ihrer Stiefmutter zu verlassen, und daß sie sich nach ihren Töchtern sehnte, die beide verheiratet und nach Louisiana gezogen waren (Eleanor Parke Custis [Lewis] an Elizabeth Bordley [Gibson], 13. 10. 1795, 4. 11. 1799, passim, 1820er und 1830er). Anne Jefferis Sheppard empfand beträchtliche Angst, als sie anlässlich ihrer Verheiratung zwei Tagesreisen von ihrer Mutter wegzog. Diese Einsamkeit und das Gefühl von Isolation blieben während ihrer Ehe weiterbestehen, bis sie – schließlich verwitwet – wieder zu ihrer Mutter zurückkehrte, um bei ihr zu leben (Anne Jefferis Sheppard an Martha Jefferis, April 1841, 16. 10. 1842, 2. 4., 22. 5. und 12. 10. 1844, 3. 9. 1845, 17. 1. 1847, 16. 5., 3. 6. und 31. 10. 1849; Anne Jefferis Sheppard an Susanna Lightfoot, 23. 3. 1845, und an Joshua Jefferis, 14. 5. 1854). Offensichtlich schliefen Töchter häufig mit ihrer Mutter in einem Bett – und das, bis sie erwachsen waren (Harriet Manigault [Wilcox], Tagebuch, 19. 2. 1815; Eleanor Parke Custis Lewis an Elizabeth Bordley Gibson, 10. 10. 1832). Oft fragten Töchter ihre Mutter auch, ob diese bei ihnen leben wolle, und waren entzückt, wenn sie das dann tat. Siehe z. B. Sarah Alden Ripleys Worte an George Simmons, 6. 10. 1844, zit. in Wister und Irwin, a.a.O., S. 185: „Jetzt heißt es nicht mehr ‚Mutter und Charles kamen für einen Tag heraus und fuhren am nächsten Tag wieder nach Hause‘, denn Mutter lebt jetzt bei uns: sie hat das innerste Heiligtum betreten, ist in die Mysterien der Hausgötter eingeweiht worden. [...] Sie unterhält sich damit, Strümpfe zu stopfen, [...] Laken und Servietten zu waschen [...] und die Kuchen mit den süßen Überzügen zu backen.“
- wir uns über unsere Kinder unterhalten, unsere Erfahrungen miteinander vergleichen, das, was wir gelernt und was wir gelitten haben; und ganz zuletzt vervollständigt sie mit Birnen und Melonen den munteren Kreis um

- die Lampe.“ Wir haben ein paar Ausnahmen von diesem Glück zwischen Mutter und Tochter gefunden (M. B. Ashew, Tagebuch, 19. 11. 1857, 10. 4. und 17. 5. 1858). Sarah Foulke Emlen hatte zu ihrer Stiefmutter anfangs ein sehr feindseliges Verhältnis (Sarah Foulke Emlen, Tagebuch, 9. 8. 1807), aber später entwickelten sie eine warme, sich gegenseitig stützende Freundschaft.
- 45 Sarah Alden Ripley an Sophy Thayer, undatiert [1861].
- 46 Mary Hallock Foote an Helena [Winter 1873] (Nr. 52); Jossie, Stevens Point, Wis., an Charlena Van Vleck [Anderson], Appleton, Wis., 24. 10. 1870; Pollie Chandler, Green Bay, Wis., an Charlena Van Vleck [Anderson], Appleton, undatiert [1870]; Eleuthera DuPont an Sophie DuPont, 5. 9. 1829; Sophie DuPont an Eleuthera DuPont, Dezember 1827; Sophie DuPont an Victorine Bauday, 4. 12. 1827; Mary Gilpin an Sophie DuPont, 26. 9. 1827; Sarah Ripley Stearns, Tagebuch, 2. 4. 1809; Jeannie McCall an Peter McCall, 27. 10. [späte vierziger Jahre]. Der Briefwechsel von Eleanor Parke Custis Lewis mit Elizabeth Bordley Gibson beschreibt anschaulich ein derartiges Lehrverhältnis über zwei Generationen hinweg – das ihrer eigenen Kindheit und das ihrer Töchter. Eleanor Lewis' eigene Lehrzeit war sogar ziemlich formal geregelt. Sie wurde bewußt von ihrer Pflegemutter getrennt, um einen Winter des häuslichen Lebens mit ihrer verheirateten Schwester und ihrer wiederverheirateten Mutter zu verbringen. Das Heim der Pflegemutter (Martha Washington) in der Hauptstadt wurde eindeutig nicht für den rechten Ort gehalten, um häusliche Fähigkeiten zu entwickeln (13. 10. 1795, 30. 3., 13. 5. und [Sommer] 1796, 18. 3. und 27. 4. 1797).
- 47 Nicht nur die Töchter der Wohlhabenden erhielten eine Schulbildung. Sarah Foulke Emlen, die Tochter eines Grenzfarmers im Ohio Valley, besuchte beispielsweise Anfang des 19. Jahrhunderts einige Jahre lang die Schule. Sarah Ripley Stearns, die Tochter eines Ladenbesitzers, ging nur drei Monate lang in ein Internat, doch scheint es ein sehr wichtiges Erlebnis für sie gewesen zu sein. Mrs. S. S. Dalton, eine Mormonin aus Utah, besuchte eine Reihe von schlechten Landschulen und schätzte diese ihre Möglichkeit hoch ein; sie empfand jedoch auch erhebliche Schulgedrüßnisse über die Opfer, die ihre Mutter brachte, um ihre Erziehung zu ermöglichen (Sarah Foulke Emlen Journal, Sarah Ripley Stearns Diary, Mrs. S. S. Dalton, *Autobiography*, a.a.O.).
- 48 Mary Revere an ihre Mutter [Mrs. Paul Revere], 13. 6. 1801, Paul Revere Papers, Massachusetts Historical Society. In einem Brief an Elizabeth Bordley Gibson vom 28. 3. 1847 beschreibt Eleanor Parke Custis Lewis aus Virginia die Angst, die ihre Tochter empfand, als deren Töchter von zu Hause weggingen, um das Internat zu besuchen. Eleuthera DuPont hatte großes Heimweh, als sie in den frühen zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts in Philadelphia zur Schule ging (Eleuthera DuPont, Philadelphia, an Victorine Bauday, Wilmington, Del., 7. 4. 1821; Eleuthera DuPont an Sophie M. DuPont, Wilmington, Del., Februar u. 3. 4. 1821).
- 49 Elizabeth Bordley Gibson, eine ältere Dame aus Philadelphia, übernahm bei den Töchtern und Nichten ihrer lebenslangen Freundin Eleanor Parke Custis Lewis, der Ehefrau eines Plantagenbesitzers aus Virginia, eine solche Rolle (Eleanor Parke Custis Lewis an Elizabeth Bordley Gibson, 29. 1. 1833, 19. 3. 1826 und passim). Die Ehefrau von Thomas Gurney Smith spielte eine ähnliche Rolle für Eleuthera und Sophie DuPont (siehe z. B. Eleuthera DuPont an Sophie Madeleine DuPont, 22. 5. 1825; Rest Cope

- an Philema P. Swayne [Nichte], West Town School, Chester County, Pa., 8. 4. 1829, Friends Historical Library, Swarthmore College). Einen Überblick darüber, wie sich dieses gesellschaftliche Muster über drei Generationen hinweg hielt, geben die Briefe und Tagebücher dreier Generationen von Frauen der Manigaults in Philadelphia: Mrs. Gabrielle Manigault, ihre Tochter Harriet Manigault Wilcox und ihre Enkelin Charlotte Wilcox McCall. Leider befinden sich die Schriftstücke der drei Frauen nicht in der Familiensammlung (Mrs. Henry Middleton, Charleston, S.C., an Mrs. Gabrielle Manigault, undatiert [ungefähr 1805]; Harriet Manigault, Tagebuch, Bd. 1, 1. 12. 1813, 28. 6. 1814; Charlotte Wilcox McCall, Tagebuch Bd. 1, 1842, passim. Alle in der Historical Society of Philadelphia).
- 50 Frances Parke Lewis, Woodlawn, Va., an Elizabeth Bordley Gibson, Philadelphia, 11. 4. 1821, Lewis Correspondence; Eleuthera DuPont, Philadelphia, an Victorine DuPont Bauday, Brandywine, 8. 12. 1821, 31. 1. 1822; Eleuthera DuPont, Brandywine, an Magaretta Lammont [DuPont], Philadelphia, Mai 1823.
- 51 Sarah Ripley Stearns, Tagebuch, 9. 3. und 25. 3. 1810; Peggy Emlen an Sally Logan, März und 4. 7. 1769; Harriet Manigault [Wilcox], Tagebuch, Bd. 1, 1. 12. 1813, 28. 6. und 18. 9. 1814, 10. 8. 1815; Charlotte Wilcox McCall, Tagebuch, 1842, passim; Fanny Canby an Mary Canby, 27. 5. 1801, 17. 3. 1804; Deborah Cope, West Town School, an Rest Cope, Philadelphia, 9. 7. 1828, Chester County Historical Society, West Chester, Pa.; Anne Zook, West Town School, an Mary Zook, Philadelphia, 30. 1. 1866, Chester County Historical Society, West Chester, Pa.; Mary Gilpin an Sophie Madeleine DuPont, 25. 2. 1829; Eleanor Parke Custis [Lewis] an Elizabeth Bordley [Gibson], 27. 4., 2. 7. und 8. 9. 1797, 30. 6. 1799, 29. 12. 1820; Frances Parke Lewis an Elizabeth Bordley Gibson, 20. 12. 1820.
- 52 Anne Jefferis Sheppard an Martha Jefferis, 17. 3. 1841.
- 53 Peggy Emlen an Sally Logan, März 1769, Mount Vernon, Va., Eleanor Parke Custis [Lewis] an Elizabeth Bordley [Gibson], Philadelphia, 27. 4. 1797, 30. 6. 1799; Jeannie Field, New York, an Sarah Butler Wister, Germantown, 3. 7. 1861, 16. 1. 1863; Harriet Manigault, Tagebuch, 3. und 11.-13. 8. 1814; Eunice Callender, Boston, an Sarah Ripley [Stearns], Greenfield, 4. 3. 1809. Ich bin bei diesem Verbot von Feindseligkeit zwischen Frauen auf eine Ausnahme gestoßen. Und zwar im Tagebuch der Charlotte Wilcox McCall, Philadelphia (siehe z. B. ihren Tagebucheintrag vom 23. 3. 1842).
- 54 Sophie M. DuPont und Eleuthera DuPont, Brandywine, an Victorine DuPont Bauday, Philadelphia, 25. 1. 1832.
- 55 Sarah Ripley [Stearns], Tagebuch, und Harriet Manigault, Tagebuch, passim.
- 56 Sophie Madeleine DuPont an Eleuthera DuPont, Dezember 1827; Clementina Beach Smith an Sophie Madeleine DuPont, 26. 12. 1828; Sarah Foulke Emlen, Tagebuch, 21. 7. 1808, 30. 3. 1809; Annie Hethroe, Ellington, Wis., an Charlena Van Vleck [Anderson], Appleton, Wis., 23. 4. 1865; Frances Parke Lewis, Woodlawn, Va., an Elizabeth Bordley [Gibson], Philadelphia, 20. 12. 1820; Fanny Ferris an Debby Ferris, West Town School, Chester County, Pa., 29. 5. 1826. Ein ausgezeichnetes Beispiel dafür, mit welcher Wärme Frauen über andere Frauen sprachen und mit welcher Reserviertheit sie Männer erwähnten, geben zwei Tagebucheinträge Sarah Ripley Stearns. Am 8. 1. 1811 bemerkt sie über eine junge

- Freundin: „Die liebenswerte Mrs. White aus Princeton, [...] eines der lieblichsten und interessantesten Wesen, die ich je kennengelernt habe, jung, blond und blühend, [...] von allen geliebt, [...] dazu geschaffen zu gefallen und zu bezaubern.“ Den Mann, den sie schließlich heiratete, erwähnt sie immer nur als „mein Freund“ oder „ein Freund“ (2. 2. oder auch 23. 4. 1810).
- 57 Jeannie Field, New York, an Sarah Butler Wister, Germantown, Brief vom 6. 4. 1862.
- 58 Elizabeth Bordley Gibson, Einleitung zu den Eleanor Parke Custis Lewis Letters [1850 ff.], Historical Society of Pennsylvania.
- 59 Sarah Foulke [Emlen], Tagebuch, 30. 3. 1809.
- 60 Harriet Manigault, Tagebuch, 26. 5. 1815.
- 61 Sarah Ripley [Stearns], Tagebuch, 17. 5. und 2. 10. 1812; Eleanor Parke Custis Lewis an Elizabeth Bordley Gibson, 23. 4. 1826; Rebecca Ralston, Philadelphia, an Victorine DuPont [Bauday], Brandywine, 27. 9. 1813.
- 62 Anne Jefferis an Martha Jefferis, 22. und 27. 11. 1840, 13. 1. und 17. 3. 1841; Edith Jefferis, Greenwich, N.J., an Anne Jefferis, Philadelphia, 31. 1., 6. 2. und Februar 1841.
- 63 Edith Jefferis an Anne Jefferis, 31. 1. 1841.
- 64 Eleanor Parke Custis Lewis an Elizabeth Bordley, 4. 11. 1799. Eleanor und ihre Tochter Parke empfanden ähnliche Sorge und Angst, als Parke heiratete und nach Cincinnati zog (Eleanor Parke Custis Lewis an Elizabeth Bordley Gibson, 23. 4. 1826). Helena DeKay besuchte Mary Hallock in den Monaten vor ihrer Hochzeit; Mary Hallock war Brautjungfer bei dieser Hochzeit. Ungefähr drei Wochen nach ihrer Hochzeit besuchte Helena Molly wieder; dann kam Molly mit Helena und verbrachte eine Woche mit dieser und Richard in deren neuer Wohnung (Mary Hallock [Foots] an Helena DeKay Gilder [Frühjahr 1874] [Nr. 61], 10. 5. 1874 [Mai 1874], 14. 6. 1874 [Sommer 1874]). Siehe auch Anne Biddle, Philadelphia, an Clement Biddle [Bruder], Wilmington, 12. 3. und 27. 5. 1827; Eunice Callender, Boston, an Sarah Ripley [Stearns], Greenfield, Mass., 3. 8. 1807, 26. 1. 1808; Victorine DuPont Bauday, Philadelphia, an Evelina DuPont [Biderman], Brandywine, 25. und 26. 11., 1. 12. 1813; Peggy Emlen an Sally Logan, undatiert [1769-70?]; Jeannie Field, New York, an Sarah Butler Wister, Germantown, 3. 7. 1861.
- 65 Mary Hallock an Helena DeKay Gilder [1876] (Nr. 81); undatiert (Nr. 83), 3. 3. 1884; Mary Ashew, Tagebuch, Bd. 2, September-Januar 1860; Louisa Van Vleck an Charlena Van Vleck Anderson, undatiert [1875]; Sophie DuPont an Henry DuPont, 24. 7. 1827; Benjamin Ferris an William Canby, 13. 2. 1805; Benjamin Ferris an Mary Canby Biddle, 20. 12. 1825; Anne Jefferis Sheppard an Martha Jefferis, 15. 9. 1884; Martha Jefferis an Anne Jefferis Sheppard, 4. 7. 1843, 5. 5. 1844, 3. 5. 1847, 17. 7. 1849; Jeannie McCall an Peter McCall, 26. 11. 1847, undatiert [späte vierziger Jahre]. Eine anschauliche Beschreibung des eine Erstgeburt begleitenden Rituals findet sich in Abigail Lymans Brief an ihren Gatten Erastus Lyman vom 18. 10. 1810.
- 66 Fanny Ferris an Anne Biddle, 19. 11. 1811; Eleanor Parke Custis Lewis an Elizabeth Bordley Gibson, 4. 11. 1799, 27. 4. 1827; Martha Jefferis an Anne Jefferis Sheppard, 31. 1. 1843, 4. 4. 1844; Martha Jefferis an Phoebe Sharpless Middleton, 4. 6. 1846; Anne Jefferis Sheppard an Martha Jefferis, 20. 8. 1843, 12. 2. 1844; Maria Inskeep, New Orleans, an Mrs. Fanny G. Hampton, Bridgeton, N.J., 22. 9. 1848; Benjamin Ferris an

- Mary Canby, 14. 2. 1805; Fanny Ferris an Mary Canby [Biddle], 2. 12. 1816.
- 67 Eleanor Parke Custis Lewis an Elizabeth Bordley Gibson, Oktober-November 1820, *passim*.
- 68 Emily Howland an Hannah, 30. 9. 1866; Emily Howland, Tagebuch, 8., 11., 27. 2. 1880; Phoebe Bradford, Tagebuch, 12. und 13. 4. und 4. 8. 1833; Eunice Callender, Boston, an Sarah Ripley [Stearns], Greenwich, Mass., 11. 9. 1802, 26. 8. 1810; Mrs. H. Middleton, Charleston, an Mrs. Gabrielle Manigault, Philadelphia, undatiert [etwa 1805]; Mrs. H. C. Paul an Mrs. Jeannie McCall, Philadelphia, undatiert [vierziger Jahre]; Sarah Butler Wister, Germantown, an Jeannie Field [Musgrove], New York, 22. 4. 1864; Jeannie Field [Musgrove] an Sarah Butler Wister, 25. 8. 1861, 6. 7. 1862; S. B. Raulolph an Elizabeth Bordley [Gibson], undatiert [Ende des 18. Jh.]. Beispiele ähnlicher Briefe zwischen Männern: Henry Wright an Peter McCall, 10. 12. 1852; Charles McCall an Peter McCall, 4. 1. 1860, 22. 3. 1864; R. Mercer an Peter McCall, 29. 11. 1872.
- 69 Mary Black [Couper] an Sophie Madeleine Dupont, Februar 1827 [1. 11. 1834], 12. 11. 1834, zwei Briefe [Ende November 1834]; Eliza Schlatter an Sophie Madeleine DuPont, 2. 11. 1834.
- 70 Für einige Hinweise auf die Todesfeierlichkeiten in den Jefferis-Dokumenten siehe Martha Jefferis an Anne Jefferis Sheppard, 28. 9. 1843, 21. 8. und 25. 9. 1844, 11. 1. 1846, Sommer 1848, *passim*; Anne Jefferis Sheppard an Martha Jefferis, 20. 8. 1843; Anne Jefferis Sheppard an Rachel Jefferis, 17. 3. 1863, 9. 2. 1868. Für andere Quäkerfamilien siehe Rachel Biddle an Anne Biddle, 23. 7. 1854; Sarah Foulke Farquhar [Emlen], Tagebuch, 30. 4. 1811, 14. 2. 1812; Fanny Ferris an Mary Canby, 31. 8. 1810. Das soll nicht heißen, daß Frauen und Männer nicht zusammen um einen Toten klagten. Dennoch unterstützten und trösteten in vielen Familien die Frauen Frauen und die Männer Männer. Sterbefeyerlichkeiten, bei denen nur Personen eines Geschlechts anwesend sind, waren eine emotionale Möglichkeit für die Amerikaner des 19. Jahrhunderts.
- 71 Sarah Foulke [Emlen], Tagebuch, 29. 12. 1808.
- 72 Eunice Callender, Boston, an Sarah Ripley [Stearns], Greenfield, Mass., 24. 5. 1803.
- 73 Katherine Johnstone Brinley [Wharton], Tagebuch, 26. 4., 30. 5. und 29. 5. 1856, Historical Society of Pennsylvania.
- 74 In der Wells Morris Collection ist eine Folge von etwa vierzehn Briefen Peggy Emlens an Sally Logan (1768-71) erhalten (Box 1, Historical Society of Pennsylvania, siehe bes. 3. 5. und 4. 7. 1769, 8. 1. 1768).
- 75 Die Sarah Alden Ripley Collection der Arthur M. Schlesinger, Sr., Library, Radcliffe College, enthält eine Reihe von Sarah Alden Ripleys Briefen an Mary Emerson. Die meisten sind undatiert, aber sie umfassen etliche Jahre, und es gibt darunter Briefe, die sowohl vor Sarahs Hochzeit wie danach geschrieben wurden. Die überschwengliche Kurzbiographie erschien in: Wister und Irwin, a.a.O. Es sollte festgehalten werden, daß Sarah Butler Wister eine der Herausgeberinnen war, die so einfühlsam die Auswahl unter Sarahs Briefen trafen.
- 76 Siehe Sarah Alden Ripley an Mary Emerson, 19. 11. 1823. Sarah Alden Ripley las ihrer kleinen Tochter Mary immer die Briefe Mary Emersons vor – wahrscheinlich eine feierliche Handlung. Eleanor Parke Custis Lewis berichtet, daß sie dasselbe mit Elizabeth Bordley Gibsons Briefen tat. Eunice Callender, Boston, an Sarah Ripley [Stearns], 19. 10. 1808.

[Stearns], 19. 10. 1808.

- 77 Mary Black Couper an Sophie M. DuPont, 5. 4. 1832. Die Korrespondenz zwischen Clementine Smith und Sophie DuPont (1678 Briefe) befindet sich in der Sophie DuPont Correspondence. Das Zitat stammt aus Eliza Schlatter, Mount Holly, N.J., an Sophie DuPont, Brandywine, 24. 8. 1834. Ich bin Anthony Wallace dafür zu Dank verpflichtet, daß er mich von dieser Kollektion unterrichtet hat.
- 78 Mary Grew, Providence, R.I., an Isabel Howland, Sherwood, N.Y., 27. 4. 1892, Howland Correspondence, Sophia Smith Collection, Smith College.
- 79 Helena Deutsch, *Psychologie der Frau*, Bern 1948; Clara Thompson, *On Women*, New York 1971.